

Stephan Barth (1998)

SOZIALE NETZWERKE
UND
SOZIALE UNTERSTÜTZUNG

INHALT

1.	Definitionen und einleitende Bemerkungen.....	3
2.	Merkmale und Qualität sozialer Netzwerke.....	5
2.1.	Relationale Merkmale	6
2.2.	Morphologische Merkmale	8
3.	Funktionale bzw. dysfunktionale Aspekte sozialer Netzwerke.....	10
3.1.	Funktionale Aspekte sozialer Unterstützung.....	11
3.1.1.	Definitionen und einleitende Bemerkungen	11
3.1.2.	Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung.....	13
3.1.3.	Direkteffekte versus Puffereffekte sozialer Unterstützung.....	17
3.1.4.	Merkmale sozialer Netzwerke als Einflussfaktoren sozialer Unterstützung	19
3.1.5.	Quellen sozialer Unterstützung.....	22
3.2.	Belastende Aspekte sozialer Unterstützung	30
4.	Soziale Netzwerke im Lebensverlauf	32
5.	Geschlechtsspezifische Aspekte sozialer Netzwerke.....	36
6.	Netzwerkanalyse.....	39
7.	Literatur.....	43

1. Definitionen und einleitende Bemerkungen

Der Terminus "Soziales Netzwerk" ist zunächst lediglich eine Metapher, die "das Gesamt an sozialen Beziehungen zwischen einer definierten Menge von Personen, Rollen oder Organisationen"¹ verbildlicht, also die Tatsache, "dass Menschen mit anderen sozial verknüpft sind und vermittelt für dieses Faktum eine bildhafte Darstellungsmöglichkeit. Menschen werden als Knoten dargestellt, von denen Verbindungsbänder zu anderen Menschen laufen, die wiederum als Knoten symbolisiert werden."² Bezeichnet wird im Grunde schlicht, dass jeder Mensch über verschieden gestaltige Beziehungen zu anderen, z.B. Verwandten, Freunden, Nachbarn, Kollegen, verfügt. Ein soziales Netzwerk kann man "als die von einem Menschen selbst geschaffene und aufrechterhaltene soziale Struktur betrachten. Andererseits ist es auch eine objektive Realität, die von außen auf den einzelnen einwirkt. In jedem Netzwerk sind auch Personen enthalten, die ihre Anwesenheit nicht dem aktiven Bemühen des Netzwerkinhabers verdanken, sondern schon vor ihm da waren (die Eltern) oder die zusammen mit frei gewählten Partnern hinzukamen wie z.B. die Schwiegereltern, Freunde von Freunden oder Kollegen."³ Die Personen, die in unmittelbarem Kontakt mit einem Individuum stehen, werden als sein egozentriertes oder persönliches Netzwerk bezeichnet. Daneben gibt es aber auch andere Netzwerktypen. Ein totales Netzwerk beispielsweise umfasst alle direkten und indirekten Beziehungen einer bestimmten Population (z.B. eines Stadtteils). Partiale Netzwerke bezeichnen hingegen entweder einzelne Personengruppen aus dem totalen Netzwerk (z.B. Nachbarschaftsnetzwerke) oder einzelne Netzwerkinhalte oder -funktionen (z.B. Hilfenetzwerke).⁴ Auf diese Differenzierungen werde ich bei der Behandlung der Netzwerkanalyse genauer eingehen.⁵

Die Netzwerkperspektive schafft aber auch eine Verbindung zwischen den Betrachtungen der primären sozialen Umgebung der Menschen und weitergehender Strukturen. Verdeutlichen lässt sich dies anhand der von BRONFENBRENNER (1979) entwickelten ökologischen Subsysteme:

Mikrosysteme umfassen auf der ersten Ebene die Settings und direkten Umgebungen, "in denen sich Individuen entwickeln, in denen sie ihre soziale Realität erfahren und schaffen. Sie bestehen aus Menschen, Objekten und Ereignissen, die direkt fördernd, behindernd oder schädigend auf menschliche Entwicklung Einfluss nehmen Mikrosysteme sind also kleine und direkte Beziehungsstrukturen mit Entwicklungspotentialen wie Entwicklungsrisiken."⁶

Mesosysteme sind Verbindungen zwischen den Mikrosystemen, aber auch Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Lebensbereichen, an denen Individuen beteiligt sind⁷. Auf dieser Ebene verortet BRONFENBRENNER (1979) soziale Netzwerke: "Since such participation necessarily occurs sequentially, multisetting participation can also be defined as the existence of a direct or *firstorder* social network across settings in which the developing person is a participant."⁸

¹RÖHRLE 1994, S. 1.

²KEUPP 1987a, S. 11f.

³KLUSMANN 1989, S. 17f.

⁴Vgl. KEUPP 1987a, S. 25.

⁵Abschnitt 2.7.

⁶NESTMANN 1991, S. 35.

⁷Vgl. WNUCK 1987, S. 32.

⁸BRONFENBRENNER 1979, S. 209; Hervorhebung im Original.

Auf der dritten Ebene finden sich Exosysteme. Darunter werden Lebensbereiche gefasst, in die das Individuum nicht aktiv eingebunden ist, die aber dennoch von Einfluss für es sind. BRONFENBRENNER wählt hier als Beispiel den Einfluss der elterlichen Berufswelt auf das Kind⁹. Exosysteme können indirekt auch beeinflussend für soziale Netzwerke sein¹⁰.

Auf der obersten Ebene verbleiben die Makrosysteme, "a manifestation of overarching patterns of ideology and organization of the social institutions common to a particular culture or subculture."¹¹

Netzwerke nehmen in diesem Modell eine bedeutende Rolle ein,

"1. weil sie verschiedene Lebens- und Entwicklungssphären aus dem Mikrobereich miteinander verknüpfen,

2. weil sie die Verknüpfungen selbst im Mesobereich repräsentieren,

3. weil sie indirekte externe Einflüsse auf Mikrosysteme durch Exosysteme verdeutlichen und

4. weil sie schließlich die auf der Makrosystemebene angesiedelten gesellschaftlichen und kulturellen Werte und Ziele bis in die direkten Mikrosystemeffekte heruntertransformieren."¹²

Damit bestimmt das soziale Netzwerk eines Menschen auch zu einem großen Teil darüber, welche Handlungsspielräume ihm offen stehen bzw. auf welche Art er am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann.¹³

Eine wesentliche Errungenschaft des Netzwerkansatzes ist es also, statt lediglich eng formal definierter Einheiten wie Familien und Kleingruppen die gesamte soziale Einbettung eines Individuums zu berücksichtigen: "Das soziale Netzwerkkonzept scheint imstande, die oft gesuchte überbrückende Funktion zwischen der Mikroebene von zwischenmenschlichen Interaktionen zur Makroebene sozialer Beziehungsmuster und ökologischer Strukturen einzunehmen".¹⁴

In der Literatur wird immer wieder auch die Frage aufgeworfen, in welcher Beziehung das Gruppen- und das Netzwerkkonzept stehen.¹⁵ Beide schließen einander nicht aus, das Netzwerkkonzept ist aber das weitreichendere: "...aus einem Netzwerk sozialer Beziehungen, bzw. auch nur bloßen Kontaktnahmen kann sich einerseits eine Gruppe herausbilden, für die dann wiederum ein bestimmtes Muster sozialer Beziehungen und Interaktionen typisch ist. Andererseits müssen nicht alle Teile eines sozialen Netzwerks unter die interne Organisation einer Gruppe fallen."¹⁶ Eine Gruppe besteht aus den Personen, die mit einem Individuum und untereinander in direkter Interaktion stehen. Das Netzwerkkonzept umfasst hingegen aber auch die Beziehungen des Individuums zu Personen, die sich untereinander nicht kennen und darüber hinausgehend - je nach definierter Betrachtungsweise - sogar indirekte Verbindungen zwischen Menschen über Dritte. "Die Attraktion des Netzwerkkonzeptes, verglichen mit dem Gruppenkonzept, besteht gerade darin, dass es eine Möglichkeit bietet, auch jene Teile des sozialen Umfeldes zu untersuchen, die nicht in Gruppen organisiert sind."¹⁷

⁹ebd., S. 3f.

¹⁰Vgl. NESTMANN 1991, S. 36.

¹¹BRONFENBRENNER 1979, S. 8.

¹²NESTMANN 1989, S. 110.

¹³Vgl. KLUSMANN 1989, S. 18.

¹⁴NESTMANN 1989, S. 109; vgl. auch KEUPP 1982, S. 45.

¹⁵Vgl. DIEWALD 1991, S. 62; KÄHLER 1975, S. 283; KÄHLER 1983a, S. 225f.; MACKENSEN 1985, S. 9ff.; SCHENK 1983, S. 92ff.

¹⁶SCHENK 1983, S. 92.

¹⁷DIEWALD 1991, S. 62.

Als "Urvater" des Netzwerkkonzeptes darf der deutsche Soziologe G. SIMMEL gelten¹⁸, der bereits um die Jahrhundertwende eine Gesellschaftstheorie entwarf, in der er die Entwicklung der Industriegesellschaften als aus dem Zusammenwirken der beiden Prinzipien der Funktionalisierung und Individualisierung erklärbar beschrieb: "Die gesellschaftliche Arbeitsteilung zergliedert Lebenszusammenhänge und segmentiert das soziale Leben zeitlich und räumlich. Das führt nach Simmel dazu, dass der moderne Mensch je nach konkretem Handlungsziel unterschiedlichen Gruppen (Simmel spricht von 'Kreisen') zugehört. ... Die jeweilige Schnittmenge von sozialen Beziehungen wird zum unverwechselbaren Markenzeichen einer Person. Diese sozialen Kreise lassen sich in der heutigen Terminologie als partialisierte Netzwerke bezeichnen, und mit seiner Formulierung von der 'Geometrie sozialer Beziehungen' hat Simmel (1968, S.10) für die Netzwerkforschung eine symbolträchtige Überschrift hinterlassen."¹⁹

Die Netzwerk-Metapher geht auf den britischen Sozialanthropologen J.A. BARNES zurück²⁰, der Anfang der 50er Jahre dieses Jahrhunderts im Rahmen einer Gemeindestudie über den norwegischen Kirchsprengel Bremnes dessen innere soziale Struktur untersuchte und zur Beschreibung der Beziehungen der BewohnerInnen das Bild des Fischernetzes benutzte: "The image I have is of a set of points some of which are joined by lines. The points of the image are people, or sometimes groups, and the lines indicate which people interact with each other."²¹ BARNES entdeckte, "dass sich jenseits der stabilen Interaktionen innerhalb der formalen und hierarchischen sozialen Struktur des territorialen und industriellen Systems noch andere soziale Beziehungen verbergen, die aus den Freundschafts-, Nachbarschafts- und Bekanntschaftsbeziehungen bestehen, die jedermann in dieser Gemeinde z.T. durch verwandtschaftliche Bindungen, z.T. aber auch erst im Laufe der Zeit mit anderen Personen - meist unter Berücksichtigung annähernd gleicher Statusverhältnisse - bewusst eingeht ('choices')."²²

2. Merkmale und Qualität sozialer Netzwerke

Im Zuge der intensiven Beschäftigung mit der Metapher des sozialen Netzwerks wurde es notwendig, Merkmale zu finden, mit deren Hilfe sich Netzwerke beschreiben und rekonstruieren lassen. Resultat war kein geschlossenes Instrumentarium, sondern vielmehr die Entwicklung eines "umfangreichen, je nach Interesse genutzten Fundus"²³. Um die Merkmale etwas systematischer beschreiben zu können, greife ich auf die von RÖHRLE (1994) entwickelte Klassifikation zurück²⁴:

¹⁸Vgl. KÄHLER 1975, S. 285; KEUPP 1985, S. 18f.; KEUPP 1987a, S. 35f.

¹⁹KEUPP 1987a, S. 35f.

²⁰vgl. KEUPP 1987b, S. 143 ; SCHENK 1984, S. 4.

²¹BARNES 1977, S. 237.

²²SCHENK 1984, S. 4.

²³RÖHRLE 1994, S. 15.

²⁴Vgl. ebd., S. 16.

1. Relationale Merkmale

Hierbei geht es um die Charakterisierung einzelner sozialer Beziehungen, um formale Eigenschaften also, die z.T. eng mit der Qualität sozialer Netzwerke zusammenhängen.

2. Merkmale der Morphologie

Innerhalb dieser Kategorie finden sich strukturelle Merkmale sozialer Netzwerke: "Die Struktur sozialer Netzwerke wird dabei als Gesamtordnung aus den formalen Charakteristika einzelner Verbindungen rekonstruiert."²⁵

3. Kollektiv und individuell bedeutsame funktionale Merkmale.

In diesem Abschnitt werde ich allerdings lediglich die ersten beiden Kategorien behandeln. Die funktionalen Merkmale werde ich am Beispiel der "Sozialen Unterstützung" in einem nachfolgenden eigenen Abschnitt ausführlicher beschreiben.

2.1. Relationale Merkmale

1. Kontakthäufigkeit, Dauer und Intensität

Die Kontakthäufigkeit ist vermutlich das am häufigsten verwendete Merkmal zur Beschreibung sozialer Netzwerke, allerdings nicht unumstritten. Die Kritik bezieht sich in erster Linie auf den Rückschluss, häufige Kontakte seien ein objektives Maß für die Intensität einer Beziehung. DIEWALD (1991) verweist in diesem Zusammenhang auf etliche Untersuchungen, die zu dem Ergebnis kamen, "dass die Bedeutung der Kontakthäufigkeit zumindest dann eher gering ist, wenn mögliche intervenierende Variablen wie Gesundheitszustand, Alter und Einkommen kontrolliert werden."²⁶ Beispielhaft lässt sich dies anhand der Beziehungen zu ArbeitskollegInnen nachvollziehen, zu denen zwar ein ausgesprochen regelmäßiger Kontakt besteht, der aber nicht gleichzeitig auch eine besonders intensive Interaktion nach sich ziehen muss. Es gibt Beziehungen, die qua definitionem einer ständigen Aktivierung bedürfen (z.B. Freundschaften), andererseits aber auch solche, die "selbst im latenten Zustand über Jahre hinweg bestehen können; letzteres wird vor allem von den verwandtschaftlichen Beziehungen behauptet."²⁷ Trotz der in letzterem Falle geringen Kontaktfrequenz wird verwandtschaftlichen Beziehungen eine hohe Intensität zugesprochen.

Dies deutet daraufhin, dass die Dauer einer Beziehung - gleichgültig ob latent oder aktualisiert - eher als Kriterium für Intensität geeignet ist. Die Dauer einer Beziehung "reflects the amount of experience shared by two people and how well their tie has endured disruption and competition from alternative relations."²⁸

Intensität selber bedarf aber ebenfalls einer genaueren Untersuchung. Dies insbesondere hinsichtlich der Vermutung, besonders intensive Beziehungen seien auch besonders geeignet, Ressourcen und Informationen zu vermitteln. GRANOVETTER (1982) argumentiert in einer

²⁵Ebd., S. 18.

²⁶DIEWALD 1991, S. 103. Vgl. auch KLUSMANN 1986, S. 45; SCHENK 1984, S. 70.

²⁷SCHENK 1984, S. 70.

²⁸JACKSON U.A. 1977, S. 46.

vielbeachteten und -zitierten Arbeit, oft sei genau das Gegenteil der Fall. Er spricht von der "Strength of weak ties"²⁹. Starke Beziehungen werden im Gegensatz zu schwachen im Netzwerkkonzept als dauerhaft, reziprok, intim und homogen charakterisiert. Schwache Beziehungen sind weniger zeitintensiv, weisen ein geringeres emotionales Engagement auf und sind weniger multiplex. In starken Beziehungen gelingt es dafür besser, intensive Gefühle wie Liebe und Geborgenheit zu vermitteln, sie fördern das Zugehörigkeitsgefühl und sichern zeitaufwendige und dauerhafte Formen sozialer Unterstützung³⁰.

Das Manko starker Beziehungen liegt darin, dass sie wenig "neue" Informationen oder Ressourcen vermitteln können. Die stark verknüpften Netzwerkmitglieder schwimmen gleichsam aufgrund ihrer Homogenität "im eigenen Saft". "Erst die schwachen Beziehungen sorgen dafür, dass aus der *Umwelt* der betreffenden Gruppe zusätzliche Informationen durchsickern."³¹ Zu erklären ist dies aus der Brückenfunktion schwacher Beziehungen: Sie stellen eine Verbindung zu anderen Netzwerkteilen her und sichern auf diese Weise einerseits Zugang zu Informationen und Ressourcen, andererseits können sie hilfreich sein, um das bisherige soziale Umfeld zu verlassen und in andere Kreise zu gelangen. "Schwache Beziehungen sind insofern eine Voraussetzung dafür, dass sich das einzelne Individuum nicht nur als Mitglied seines engeren sozialen Umfelds, sondern auch als Mitglied der gesamten Gesellschaft definieren und einordnen kann."³²

2. Uniplexität und Multiplexität

Von Multiplexität wird in zweierlei Hinsicht gesprochen: "First, it may refer to the number of different *role relations* - such as kin, neighbor, coworker - any two people have with each other. (For example, the link between two people who both work together and belong to the same club has a multiplexity of two). Alternatively, multiplexity refers to the *number of contents* in a relation: the number of distinct activities, exchanges, dependencies, or modes of interaction between two people."³³

Uniplexe Beziehungen dienen hingegen lediglich einem bestimmten Zweck, beispielsweise der alltäglichen Kommunikation. Sie ziehen im Gegensatz zu multiplexen Relationen geringere Verpflichtungen und Abhängigkeiten nach sich, weil sie als weniger intensiv und dauerhaft gelten. Uniplexität gilt RÖHRLE & STARK (1985) als pathogenes Merkmal sozialer Beziehungen: "Eine Reihe von Vergleichsstudien weist nach, dass Netzwerke von psychiatrischen, meist schizophrenen Patienten klein und wenig verknüpft sind; vornehmlich bestehen sie aus Familienmitgliedern. Die entsprechenden Netzwerkmitglieder sind teilweise schwer erreichbar, die Beziehungen sind uniplex, d.h. u.a. auch wenig sozial unterstützend."³⁴

²⁹GRANOVETTER 1982.

³⁰Vgl. DIEWALD 1991, S. 101.

³¹SCHENK 1983, S. 92; Hervorhebung im Original.

³²DIEWALD 1991, S. 102f.

³³JACKSON U.A. 1977, S. 40; Hervorhebungen im Original.

³⁴RÖHRLE/STARK 1985, S. 31.

3. Reziprozität

Unter Reziprozität wird die Gegenseitigkeit einer Beziehung verstanden. Als wenig reziprok gelten z.B. Beziehungen, in denen eine Person zumeist gebend und die andere empfangend ist, beispielsweise die Beziehung zwischen Eltern und Kinder³⁵.

Reziproke Beziehungen werden als bedeutsam für die Vermittlung sozialer Anerkennung wie für die Aufrechterhaltung von Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl erachtet³⁶. Nicht reziproke Beziehungen können dagegen "den Glauben an die eigene Kompetenz unterminieren und das Gefühl hervorrufen, dass man als Person nichts zu bieten hat und für seine soziale Umgebung nur eine Last darstellt".³⁷ Sie beinhalten daher die Gefahr der Beschädigung des Selbstwertgefühls für den unterlegenen Interaktionspartner.

4. Homogenität bzw. Heterogenität

Als homogen werden Beziehungen zwischen Personen genannt, die weitgehend über ähnliche Sozialmerkmale und Einstellungen verfügen. Solche Beziehungen werden eher in kleinen und dicht geknüpften Netzwerken erwartet. Hier findet sich ein deutlicher Anknüpfungspunkt an die Ausführungen zu starken vs. schwachen Beziehungen. Heterogene Beziehungen sind in der Regel eher schwache Bindungen und haben die letzteren zugeschriebene Brückenfunktion zwischen verschiedenen Teilnetzwerken.

2.2. Morphologische Merkmale

1. Zonen

Zonen umfassen diejenigen Personen eines Netzwerks, mit denen ein Individuum direkt oder indirekt verbunden ist.³⁸ Ausgehend von einem Individuum (Ego) kann man sich das soziale Netzwerk nun vorstellen als einen sich verzweigenden Baum. Eine Zone erster Ordnung umfasst Ego und sämtliche mit ihm in unmittelbarem Kontakt befindlichen Personen ebenso wie die Kontakte letzterer untereinander. In der Zone zweiter Ordnung befinden sich wiederum Personen, die von Ego über eine der mit ihm in direktem Kontakt stehenden Personen indirekt erreicht werden können und wieder deren Beziehungen untereinander. Das Netzwerk verzweigt sich auf diese Weise weiter bis zur Zone n-ter Ordnung.³⁹

Zonen haben nach RÖHRLE (1994) aber noch eine zweite Bedeutung: Sie "bilden eine bestimmte Art der Rekonstruktion ausgesuchter Teile von sozialen Netzwerken ab. Verwandtschaften sind ein Beispiel für normativ festgelegte Teile von sozialen Netzwerken."⁴⁰

³⁵Vgl. RÖHRLE 1994, S. 17.

³⁶Vgl. DIEWALD 1991, S. 103.

³⁷ebd.

³⁸Vgl. MAYR-KLEFFEL 1991, S.14.

³⁹Vgl. SCHENK 1984, S. 47f.

⁴⁰RÖHRLE 1994, S. 20.

2. Größe

Die Größe sozialer Netzwerke richtet sich nach der Anzahl an Personen, die an ihnen beteiligt sind.

Für die Beschaffung von Informationen und eines breitgefächerten Austauschgebotes scheinen größere Netzwerke besser geeignet. Sie bieten auch eher die Möglichkeit, den inneren Zirkel des Netzwerks zu verlassen, da sie im Vergleich zu kleinen Netzwerken über die größere Anzahl an schwachen Bindungen und damit über mehr Brücken zu anderen Teilkreisen verfügen.⁴¹

3. Dichte

Die Dichte eines sozialen Netzwerks definiert sich als Index aus der Zahl der tatsächlich vorhandenen und der Zahl der theoretisch möglichen Verbindungen.⁴²

Dichte Netzwerke haben u.a. den Vorteil, den an ihnen Beteiligten bei Hilfebedarf umfassendere Ressourcen anbieten oder Unterstützungen auch besser koordinieren zu können. Andererseits weisen sie aber auch ein erheblich höheres Maß an sozialer Kontrolle auf, die durchaus als negativ erlebt werden kann.⁴³ Auch kann eine Loslösung aus bestehenden Sozialkontexten erschwert werden.⁴⁴

4. Erreichbarkeit

Unter Erreichbarkeit versteht man, "wie schnell und unmittelbar Mitglieder eines sozialen Netzwerkes eine Zielperson erreichen können".⁴⁵ Ermittelt wird dabei "the average number of links needed to connect any two actors by the shortest route."⁴⁶

Erreichbarkeit kann aber auch im Sinne räumlicher Distanzen untersucht werden.⁴⁷

Mitglieder eines sozialen Netzwerks, die von vielen erreicht werden können, nehmen eine besondere strategische Position ein, u.a. im Hinblick auf Vermittlung von Ressourcen.⁴⁸

5. Zentralität

Zentralität meint die strategische Positionierung innerhalb eines Netzwerks: "Die Position, die eine Person in einem Netzwerk innehat, kann nun in dem Maße zentral genannt werden, in dem alle Relationen die jeweilige Person involvieren."⁴⁹ Zentralität ist damit ein Maß für Integration bzw. Isolation in sozialen Netzwerken.

⁴¹Vgl. ebd., S. 104.

⁴²Vgl. KÄHLER 1975, S. 287.

⁴³Vgl. KÄHLER 1983a, S. 227.

⁴⁴Vgl. KEUPP 1987a, S. 32.

⁴⁵RÖHRLE 1994, S. 19.

⁴⁶FISCHER 1977, S. 36.

⁴⁷Vgl. DIEWALD 1991, S. 105; FISCHER 1982, S. 158ff.

⁴⁸Vgl. SCHENK 1984, S. 50.

⁴⁹ebd., S. 53; Unterstreichung im Original.

6. Cluster und Cliques

Unter Cliques versteht man Untergruppen von Personen im Netzwerk, die sich vollständig, unter Clustern hingegen solche, die sich überwiegend kennen.⁵⁰ Die Kernfamilie ist ein Beispiel für eine Clique, während die Verwandtschaft häufig ein Cluster ist, da sich nicht unbedingt alle ihre Mitglieder untereinander kennen müssen.

3. Funktionale bzw. dysfunktionale Aspekte sozialer Netzwerke

Im vorangegangenen Abschnitt wurden die relationalen und morphologischen Merkmale sozialer Netzwerke vorgestellt. An dieser Stelle soll nun die Frage aufgeworfen werden, welche Funktionen bzw. Dysfunktionen soziale Netzwerke für Menschen haben.

KARDORFF (1989) hat eine Übersicht der Funktionen sozialer Netzwerke erarbeitet, er unterscheidet dabei zwischen Funktionen für das Gemeinwesen und für die Mitglieder sozialer Netzwerke:

"a) für das Gemeinwesen

- soziale Integration
- Herstellung und Aufrechterhaltung kollektiver lokaler und (sub)kultureller Identität
- soziale Kontrolle
- Herstellung eines Gleichgewichts sozialer Austauschrelationen auf verschiedenen untereinander austauschbaren Ebenen (Emotionalität gegen Normerfüllung, instrumentelle Hilfe gegen soziale Anerkennung, usw.) in der Zeit;

b) für die Mitglieder sozialer Netzwerke

- Vermittlung sozialer Kontakte und Sicherung des Informationsflusses
- emotionale Unterstützung
- Beziehungskonstanz, Vertrauen, Erwartbarkeit, Verlässlichkeit - wechselseitige Wertschätzung
- Reziprozität
- zeitliche, soziale und gefühlsmäßige Erreichbarkeit
- kognitive Orientierung, Umgebungsorientierung, Vermittlung von Einsicht; Anregungen zur Problemlösung, Tips, Hinweise, Informationen
- Realitätstestung; soziale (Selbst-)Kontrolle
- Erörterung von Alternativen ('Ventilierung')
- instrumentelle Hilfen, wie Dienstleistungen und materielle Unterstützung
- Vorbildfunktion, Motivation, Herausforderung
- Hilfe bei der Symptomkontrolle, z.B. bei Rehabilitationsprozessen
- Pufferfunktion, Abfederung von emotionalem, sozialem und körperlichem Stress."⁵¹

⁵⁰Vgl. MAYR-KLEFFEL 1991, S. 14.

⁵¹KARDORFF 1989, S. 39f.; Hervorhebungen im Original.

Aus dieser Vielzahl von Funktionen werde ich exemplarisch die der sozialen Unterstützung darstellen, weil sich darunter viele der von KARDORFF genannten Aspekte subsummieren lassen. Allerdings hat soziale Unterstützung nicht nur positive Effekte, sie kann auch zu Belastungen führen. Daher werde ich zunächst ihre funktionalen und später dann auch ihre dysfunktionalen Aspekte beschreiben. Anzumerken ist dazu, dass in der einschlägigen Literatur den positiven Wirkungen sehr breiter Raum gegeben wird, während die negativen, die belastenden Effekte wesentlich stiefmütterlicher behandelt werden. Letztere dürfen aber m.E. nicht außer acht gelassen werden, will man nicht einem verklärten Bild von der Omnipotenz sozialer Netzwerke erliegen.

3.1. Funktionale Aspekte sozialer Unterstützung

3.1.1. Definitionen und einleitende Bemerkungen

Mit sozialer Unterstützung beschäftigt sich eine Vielzahl wissenschaftlicher Arbeiten. Der Begriff ist dabei so eng mit dem des Netzwerkkonzepts verbunden, dass beide gelegentlich synonym verwendet werden⁵², auch wenn dies nicht angebracht erscheint, da der Netzwerkbegriff der umfassendere ist und er durchaus auch andere Inhalte als soziale Unterstützung einschließt⁵³. Vielmehr stellen soziale Netzwerke eher eine "mögliche Infrastruktur für die Bereitstellung sozialer Unterstützung"⁵⁴ dar.

Die vielfältigen Beschäftigungen mit sozialer Unterstützung haben eine Reihe unterschiedlicher Definitionen des Begriffes hervorgebracht. Die wenig einheitliche Verständigung über den Terminus ist sicherlich u.a. darauf zurückzuführen, dass es sich bei sozialer Unterstützung "um einen komplexen, prozesshaft aufzufassenden Gegenstandsbereich" handelt. "Man kann sich diesem Gegenstandsbereich aus verschiedenen Perspektiven nähern, die jeweils mit verschiedenen soziologischen und psychologischen Traditionen verknüpft sind."⁵⁵ Zu diesen Perspektiven zählen neben der Sozialepidemiologie die Stress-, Lebensereignis- und die psychopathologische Forschung.

So definiert COBB (1976) soziale Unterstützung als "information leading the subject to believe that he is cared for and loved ... esteemed and valued ... (and) belongs to a network of communication and mutual obligation"⁵⁶ und schließt damit materielle Hilfen aus.

BADURA (1981b) begrenzt soziale Unterstützung auf gesundheitliche Aspekte, indem er sie definiert als "Fremdhilfen, die dem einzelnen durch Beziehungen und Kontakte mit seiner sozialen Umwelt zugänglich sind und die dazu beitragen, dass die Gesundheit erhalten bzw. Krankheiten vermieden, psychische oder somatische Belastungen ohne Schaden für die Gesundheit überstanden und die Folgen von Krankheiten überwunden werden."⁵⁷

⁵²Vgl. KLUSMANN 1986, S. 2.

⁵³Vgl. KLUSMANN 1989, S. 36.

⁵⁴DIEWALD 1991, S. 78.

⁵⁵ebd., S. 83.

⁵⁶zit. n. NESTMANN 1988, S. 27.

⁵⁷BADURA 1981b, S. 157.

Weiter gefaßt ist der Begriff bei SHUMAKER & BROWNELL (1984), die soziale Unterstützung definieren als "an exchange of resources between two individuals perceived by the provider or the recipient to be intended to enhance the wellbeing of the recipient"⁵⁸. Soziale Unterstützung wird also verstanden als Austauschprozess, bei dem die Wahrnehmungen und Deutungen der Beteiligten von Bedeutung sind. Dabei beinhaltet der Ressourcenbegriff die ganze Bandbreite denkbarer Austauschgüter.

Noch konkreter faßt HOUSE (1981) soziale Unterstützung als "an interpersonal transaction involving one or more of the following: (1) emotional concern (liking, love, empathy), (2) instrumental aid (goods and services), (3) information (about the environment), and (4) appraisal (information relevant to self evaluation)"⁵⁹.

Die Bedeutung sozialer Unterstützung für einen gelingenden Alltag ist dabei quantitativ wie qualitativ recht beeindruckend:

"Soziale Beziehungsnetze tragen nicht nur den Hauptanteil an Dienstleistungen in vielen Bereichen (z.B. Kinderbetreuung, Pflege alter Menschen), sondern erfüllen darüber hinaus ein umfassendes Vorsorgeprogramm. Sie bieten leicht zugängliche Hilfen an, die formale Dienststellen nie leisten könnten."⁶⁰

Um die quantitative Bedeutung sozialer Unterstützung zu unterstreichen, weist NESTMANN (1988) auf amerikanische Studien hin, die belegen, "dass 28% aller Amerikaner in verschiedenen Lebenskrisen und Sorgen und 22% in Phasen des Unglücklichseins Hilfe bei anderen Menschen suchen. Epidemiologische Untersuchungen belegen, dass die überwältigende Mehrheit von Menschen in verschiedensten Notlagen und belastenden Lebenssituationen Hilfe für ihre Probleme sucht. ... Nur 11% (bzw. 9%) wenden sich ... hierbei an formelle oder professionelle Helfer, während 89% informelle Hilfe und Unterstützungsquellen wie Ehepartner, Familienmitglieder, Freunde und Nachbarn vorziehen."⁶¹

Eine Vielzahl von Untersuchungen weist positive Effekte von sozialer Unterstützung auf Probleme vielfältigster Art nach: "... von chronischen und infektiösen Krankheiten, Schwangerschaftsproblemen, psychiatrischer Morbidität, Suizid, Fehlentwicklungen in der Kindheit, Unfällen und Unfallfolgen, Ehekrisen und Ehescheidungen, bis zu Problemen Alleinerziehender etc. Ähnlich weit scheint das Spektrum der Belastungsfolgen, die verhindert oder vermindert werden"⁶², "...weniger Geburtskomplikationen, längere und positiver erlebte Phasen des Stillens, erfolgreichere Trauerarbeit nach dem Tod einer wichtigen Bezugsperson, bessere Bewältigung von erwartbaren Krisen ('normal crises') und Übergangssituationen (wie Einschulung, berufliche Veränderungen, Ruhestand), von Ehescheidung bzw. Partnertrennung, von Berufsstress oder Arbeitslosigkeit."⁶³

⁵⁸zit. n. NESTMANN 1988, S. 39.

⁵⁹zit. n. NESTMANN 1988, S. 44.

⁶⁰COLLINS/PANCOAST 1981, S. 29.

⁶¹NESTMANN 1988, S. 11.

⁶²NESTMANN 1988, S. 76. Vgl. auch KEUPP 1987b, S. 153ff.; RÖHRLE/STARK 1985, S.32; RÖHRLE 1987, S. 94f.; SCHENK 1984, S. 178f.;

⁶³KEUPP 1987a, S. 30.

3.1.2. Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung

Auf der Basis der unterschiedlichen Definitionen entwickelte DIEWALD (1991) eine inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung. Die verschiedenen Inhalte der Unterstützung werden darin entweder dem Verhaltensaspekt oder dem kognitiven bzw. emotionalen Beziehungsaspekt zugeordnet (vgl. Tab. 1).

Soziale Beziehungen		
1. konkrete Interaktionen (Verhaltensaspekt)	2. Vermittlung von Kognitionen	3. Vermittlung von Emotionen
1. Arbeitshilfen 1.1. personenbezogene 1.2. güterbezogene 2. Pflege 3. Materielle Unterstützung 3.1. Sachleistungen 3.2. Geld 4. Intervention 5. Information 6. Beratung 6.1. sachbezogene 6.2. persönliche Dinge 7. Geselligkeit 8. Alltags-Interaktion	9. Vermittlung von Anerkennung 9.1. persönliche Wertschätzung (Achtung) 9.2. Status-Vermittlung 10. Orientierung 11. Vermittlung eines Zugehörigkeitsbewußtseins 11.1. Beteiligung 11.2. Gebraucht-Werden 12. Erwartbarkeit von Hilfe 13. Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen	14. Vermittlung von Geborgenheit 15. Vermittlung von Liebe und Zuneigung 16. Motivationale Unterstützung

Tab. 1: Inhaltliche Typologie sozialer Unterstützung (DIEWALD 1991, S. 71)

Empirisch - das räumt auch DIEWALD (1991) ein⁶⁴ - lassen sich die unterschiedlichen Dimensionen oft nicht eindeutig voneinander unterscheiden, da zum einen Beziehungen oft multifunktional sind, also nicht unbedingt auf einen Unterstützungsinhalt spezialisiert und zum anderen auch Interaktionen selber oft mehrere Bedeutungen transportieren: Jemandem in einer finanziell schwierigen Situation Geld zur Verfügung zu stellen, kann dem

⁶⁴DIEWALD 1991, S. 76.

Empfangenden das Bewusstsein der Zugehörigkeit und der Hilfeerwartbarkeit vermitteln, dem Gebenden vielleicht das Bewusstsein des Gebraucht-Werdens. Seine Typologie gibt aber einen sehr differenzierten Eindruck von der Vielfalt möglicher Unterstützungsleistungen.

Konkrete Interaktionen

1. Arbeitshilfen

Unter Arbeitshilfen lassen sich eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher Unterstützungsleistungen fassen. Zu den personenbezogenen Arbeitshilfen zählen beispielsweise Betreuungsdienstleistungen, zu den güterbezogenen Unterstützung beim Renovieren oder Ausführen von Reparaturen.

2. Pflege

Die Pflege unterscheidet DIEWALD (1991) insofern von den Arbeitshilfen, als "sie nicht nur für einen Interaktionspartner geleistet wird, sondern *an* ihm, wenn er selbst partiell handlungsunfähig ist."⁶⁵

3. Materielle Unterstützung

Auch materielle Unterstützungen lassen sich noch einmal differenzieren, nämlich in Sachleistungen wie Verleihen von Gegenständen und in Geldzuwendungen.

4. Intervention

Auch Interventionen beinhalten unterschiedliche Leistungen. Zum einen kann eine Intervention darin liegen, innerhalb des sozialen Netzwerks des Interaktionspartners z.B. einen Streit zwischen ihm und einem Dritten zu schlichten, es kann andererseits aber auch bedeuten, sich für den anderen bei Personen oder Institutionen außerhalb dessen sozialen Netzwerks einzusetzen.⁶⁶

5. Information

DIEWALD (1991) trennt Information bewusst von Beratung und Orientierung und versteht darunter lediglich "sachbezogene Informationen im Sinne von praktischem Wissen oder von Auskünften ...: Informationen beispielsweise über freie Arbeitsplätze, die Berechtigung zu Sozialleistungen oder die Qualität von Ärzten."⁶⁷

⁶⁵DIEWALD 1991, S. 72; Hervorhebungen im Original.

⁶⁶Vgl. ebd.

⁶⁷ebd.

6. Beratung

Im Gegensatz zu Information bezieht sich Beratung hier lediglich auf die Erteilung persönlicher Ratschläge: "Man sammelt von vielen Personen Informationen, aber nicht von jeder lässt man sich Ratschläge erteilen."⁶⁸ Beratung hat also intimeren Charakter.

7. Geselligkeit

Gesellige Aktivitäten fasst DIEWALD insofern als soziale Unterstützung auf, weil gemeinsame Unternehmungen positive Effekte für die Gemütslage haben können und daher das zielgerichtete Einbinden beispielsweise einer isolierten oder depressiven Person als Bewältigungsstrategie gelten darf.⁶⁹

8. Alltägliche Interaktionen

Diese Kategorie kann gesellige Aktivitäten einbeziehen, geht aber darüber hinaus, indem auch sinnstiftende und stabilisierende ritualisierte Interaktionen berücksichtigt werden: "Sie vermindern den Druck ständiger Entscheidungsnotwendigkeiten, indem sie eine Konstante im Alltagsleben bilden und so Normalität mit herstellen."⁷⁰

Vermittlung von Kognitionen

9. Vermittlung von Anerkennung

In dieser Kategorie wird unterschieden zwischen der Vermittlung persönlicher Wertschätzung und Status-Vermittlung. Ersteres bedeutet, den Interaktionspartner in Beziehungen zu vermitteln, die durch erfahrene Akzeptanz und Wertschätzung das Selbstwertgefühl stärken können, zweites meint die Vermittlung von Zugehörigkeiten zu Gruppen mit hoher sozialer Anerkennung.⁷¹

10. Orientierung

Unter Orientierung ist hier "die Vermittlung von Verhaltensmodellen und sozialen Normen (zu) verstehen, die von allgemeinerer Bedeutung für die Lebensführung sind."⁷² Diese Vermittlung muss nicht unbedingt positiv wahrgenommen werden, sie beinhaltet auch soziale Kontrolle.

⁶⁸ebd., S. 73.

⁶⁹Vgl. ebd.

⁷⁰ebd.

⁷¹Vgl. ebd., S. 73f.

⁷²ebd., S. 74.

11. Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls

Anknüpfend an die Definition von COBB (1976), nach der soziale Unterstützung über das vermittelte Bewusstsein gewährt wird, zu einer Gemeinschaft dazuzugehören, ist hier Beteiligung eine Möglichkeit der Vermittlung von Zugehörigkeitsgefühl.

Die Alternative bezieht sich auf den gebenden Interaktionspartner, dem das Bewusstsein vermittelt wird, gebraucht zu werden. Verantwortung für andere übernehmen zu können, ist in hohem Maße sinnstiftend und daher geeignet, das psychische Wohlbefinden positiv zu beeinflussen.

12. Erwartbarkeit von Hilfe

Diese Kategorie ist eng verwandt mit der vorangegangenen, wird aber von DIEWALD (1991) als eigene aufgeführt, weil er die Auffassung vertritt, "dass man sich sehr wohl einer Gruppe oder einem Netzwerk zugehörig fühlen kann, dieses jedoch keineswegs gleichzeitig auch als Quelle allgemeiner Unterstützungsbereitschaft wahrgenommen werden muss."⁷³

13. Ort für den Erwerb sozialer Kompetenzen

Neben gesellschaftlicher Orientierung können in Netzwerken auch soziale Kompetenzen vermittelt und eingeübt werden.

Vermittlung von Emotionen

14. Vermittlung eines Geborgenheitsgefühls

Hier ist das Empfinden von Gefühlen des Aufgehobenseins und der Stabilität gemeint, das durch sich Netzwerkzugehörigkeit entfalten kann.

15. Vermittlung von Liebe und Zuneigung

16. Motivationale Unterstützung

Damit ist gemeint, "eine Person zu ermutigen, sie gegen Ängste und Hilflosigkeitsgefühle zu schützen und so zur 'Wiedergewinnung des seelischen Gleichgewichts' beizutragen (Badura 1987:16)."⁷⁴

⁷³ebd 1991, S. 75.

⁷⁴ebd.

3.1.3. Direkteffekte versus Puffereffekte sozialer Unterstützung

Bei der Frage nach der Wirksamkeit bzw. den Effekten sozialer Unterstützung wird allgemein unterschieden zwischen Direkt- und Puffereffekten.

Direkteffekte sozialer Unterstützung

Die Direkteffekt-These besagt, dass soziale Unterstützung elementare, nicht-situationsabhängige Bedürfnisse befriedigt und sich direkt auf individuelle Befindlichkeiten auswirkt: "Diese Wirkungen sind im Grunde mehr sozial unterstützende Aspekte allgemeiner Rollenbeziehungen und zwischenmenschlicher Interaktionen, also mehr oder weniger *unintendierte* und *unbeabsichtigte* 'Neben'produkte und Begleiterscheinungen alltäglichen Zusammenlebens. Unterstützung liegt hier eher in dem, was die Betroffenen aus ihren Bezügen herausziehen, als in dem, was ihre Bezugspartner als Hilfe bei erkannter Belastung anbieten."⁷⁵ Direkteffekte sozialer Unterstützung können daher auch ohne das Vorhandensein konkreter belastender Lebensumstände wirksam werden.⁷⁶

Als eine theoretische Fundierung dieser Direkteffekte gelten der symbolische Interaktionismus, die Anomietheorie DURKHEIMs und die Bedeutung persönlicher Netzwerke als Ressource:

Im symbolischen Interaktionismus verankert ist die These von der sozialen Beeinflussung des Selbstkonzeptes und der sozialen Identität durch soziale Interaktionen⁷⁷. Direkteffekte sozialer Unterstützung können daher auch unbewusst wirken: "Die soziale Einbindung erfolgt zum Teil *unterhalb der Bewußtseinschwelle* über ritualisierte Alltagshandlungen, die eine Gelegenheit für regulierte soziale Interaktion im Rahmen akzeptierter sozialer Rollen und Verhaltensweisen ermöglichen".⁷⁸ Dies bedeutet, dass die entlastende Funktion sozialer Bezüge dem Individuum erst dann bewusst wird, wenn diese verloren gehen, z.B. "nach der Scheidung einer vorher nur unbefriedigend erschienenen Ehe oder nach dem Ausstieg aus einem vorher nur als Belastung wahrgenommenen Berufsleben."⁷⁹

Die Anomietheorie DURKHEIMs postuliert, die soziale Integration sei determinierend für den Erhalt des psychosozialen Wohlbefindens, bewahre Menschen vor Unsicherheit und Verwirrung und vermeide so eine "Desorganisation des sozialen Funktionierens".⁸⁰

In einer strukturellen Perspektive werden Zugangschancen und -grenzen für latent vorhandene Unterstützung als durch formale Merkmale von Beziehungen und Netzwerken beeinflusst erachtet, indem sie den Handlungsspielraum von Individuen bedingen. "Insoweit diese Potentiale jedoch in der Wahrnehmung eines Individuums eine generelle Erwartbarkeit von Hilfe signalisieren, können sie direkt als eine Form der sozialen Unterstützung angesehen

⁷⁵NESTMANN 1988, S. 80; Hervorhebungen im Original.

⁷⁶Vgl. ebd., S. 79.

⁷⁷ebd., S. 80.

⁷⁸DIEWALD 1991, S. 93; Hervorhebungen im Original.

⁷⁹ebd.

⁸⁰NESTMANN 1988, S. 80.

werden."⁸¹ Auf die Bedeutung von Merkmalen sozialer Netzwerke für soziale Unterstützung werde ich weiter unten noch näher eingehen.

Die Wirkungsweisen des Direkteinflusses lassen sich grob in zwei Kategorien einteilen: Erstens geht es um die Befriedigung von Zugehörigkeits- und Rückzugsbedürfnissen und zweitens um die Ausbildung und Stützung individueller Orientierungs- und Handlungsmuster, Ressourcen also, "die notwendig sind, um gerade in komplexen Umwelten die Fähigkeit zu erlangen, flexibel, kompetent und effizient auf verschiedene Anforderungen und Bedrohungen reagieren zu können."⁸²

Puffereffekte sozialer Unterstützung

Puffereffekte wirken sich "indirekt dadurch (aus), dass sie den Einfluss der Stressoren auf die Stressreaktionen verändern, oder aber auch die Einwirkungen der Stressreaktionen auf die individuellen Befindlichkeiten mildern".⁸³ Puffereffekte sind im Gegensatz zu den allgemeinwirkenden Direkteinflüssen also auf Situationen mit spezifisch belastenden Umständen oder Ereignissen beschränkt. Durch soziale Unterstützung werden solche belastenden Ereignisse und Umstände "abgepuffert", indem einerseits deren Wahrnehmung und Interpretation und andererseits deren Quantität oder Qualität beeinflusst wird.⁸⁴

Interessant ist hier vor allem der Zusammenhang zwischen individuellem Bewältigungsverhalten (Coping) und sozialer Unterstützung.

Coping definieren STONE & NEALE (1984) als "those behaviors and thoughts which are consciously used by an individual to handle or control the effects of anticipating or experiencing a stressful situation".⁸⁵ Coping ist also eine vom Individuum aktiv und zielgerichtet vorgenommene Handlung zur Bewältigung eines Problems.

Prinzipiell sind zwei verschiedene Coping-Strategien denkbar⁸⁶:

- eine problembezogene Bewältigung, nämlich die Veränderung der belastenden Situation, beispielsweise durch Wohnungswechsel bei konfliktbelasteter Beziehung zum Vermieter und
- eine kognitiv-emotionale Bewältigung durch Umdeutung der Situation und Ausblenden belastender Aspekte zur Kontrolle der mit der stressenden Situation einhergehenden negativen Empfindungen, im gewählten Beispiel möglicherweise das Wahrnehmen und Betonen von Vorteilen der Lage und Ausstattung der Wohnung und damit verbundener Relativierung des Stress-Charakters der Beziehung zum Vermieter.

Hinsichtlich beider Strategien kann soziale Unterstützung wirksam werden:

Bei der Veränderung einer belastenden Situation können Netzwerkmitglieder in unterschiedlicher Weise in den Bewältigungsprozeß einbezogen sein. In dem gewählten Beispiel können sie bei der Wohnungssuche behilflich sein oder der befreundete Rechtsanwalt

⁸¹DIEWALD 1991, S. 94.

⁸²ebd., S. 96.

⁸³RÖHRLE 1994, S. 75; vgl. auch FISCHER 1982, S. 137.

⁸⁴Vgl. NESTMANN 1988, S. 79.

⁸⁵STONE/NEALE 1984, S. 893; zit. n. VEIEL/IHLE 1993, S. 57.

⁸⁶VEIEL/IHLE 1993, S. 60f.; vgl. auch GERMAIN/GITTERMAN 1986, S. 63.

unternimmt juristische Schritte gegen den Vermieter, um ihn zur Veränderung seines Verhaltens zu zwingen. Allgemeinesprochen kommen hier Strategien der Intervention, der materiellen Unterstützung, der Information und der Arbeitshilfen in Betracht.

Kognitiv-emotionale Bewältigungsstrategien können durch Netzwerkmitglieder ebenfalls vielseitig unterstützt werden, indem beispielsweise hinsichtlich des Problems mit dem Vermieter die vom Betroffenen vorgenommenen Umdeutungen positiv verstärkt oder ihm erst nahegebracht werden. Denkbar wäre aber auch die Vermittlung von Anerkennung für die bisher gezeigte Ausdauer, aber auch Demonstration von Solidarität, Zuneigung, Anteilnahme, Wertschätzung, Gruppenzugehörigkeit oder motivationale Unterstützung. Hinsichtlich der genannten inhaltlichen Typen sozialer Unterstützung kommen hier insbesondere also Information, Beratung, Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls, Vermittlung von Anerkennung, Erwartbarkeit von Hilfe, Vermittlung von Geborgenheit, Vermittlung von Liebe und Zuneigung und motivationale Unterstützung in Betracht.

Soziale Unterstützung kann aber auch jenseits von Coping-Strategien wirksam werden. Wie gezeigt, setzt Coping aktives und bewusstes Angehen einer belastenden Situation voraus. Unterstützungen aus dem sozialen Netzwerk können aber auch Puffereffekte nach sich ziehen, ohne dass von Seiten des Betroffenen Hilfe nachgefragt wurde. Um im gewählten Beispiel zu bleiben: Ein Arbeitskollege des von seinem Vermieter so arg Gebeutelten zählt den "Übeltäter" zu seinem sozialen Netzwerk, da er mit diesem gemeinsam dem Presbyterium der örtlichen Kirchengemeinde angehört. Nachdem er aus Erzählungen von den Schikanen des Vermieters hört, interveniert er bei diesem und drängt unter Androhung einer kircheninternen Veröffentlichung dessen "unchristlicher" Vorgehensweisen erfolgreich auf eine sofortige Verhaltensänderung. Soziale Unterstützung erfolgt hier im Wege einer indirekten Intervention, ohne dass der Nutznießer überhaupt beteiligt ist. Im übrigen ist dieses Beispiel aber auch Ausdruck der "Stärke schwacher Bindungen" im Sinne GRANOVETTERS (1982).

3.1.4. Merkmale sozialer Netzwerke als Einflussfaktoren sozialer Unterstützung

Bereits in Abschnitt 1.2 wurde ansatzweise bei der Beschreibung von Merkmalen sozialer Netzwerke auch auf deren Bedeutung für soziale Unterstützung eingegangen. Dies soll an dieser Stelle noch einmal vertieft geschehen.

Bereits angesprochen wurde, dass die Netzwerkgröße nicht als determinierendes Merkmal für Intensität gelten kann. Sie spielt auch bei der emotionalen sozialen Unterstützung keine wesentliche Rolle⁸⁷, es konnten aber positive Zusammenhänge zwischen Netzwerkgröße und Bereitstellung von Arbeitshilfen und Beschaffung von Informationen nachgewiesen werden.⁸⁸ Zurückzuführen ist dies möglicherweise darauf, dass Netzwerke mit zunehmender Größe auch eher schwache Bindungen und damit Brücken zu anderen Netzwerken aufweisen, die gerade für die beschriebenen materiellen und informatorischen Unterstützungsleistungen relevant sind.⁸⁹

RÖHRLE (1994) beschreibt einige Untersuchungen, deren Ergebnisse den Schluss nahe legen, dass es einen negativen Zusammenhang zwischen Netzwerkgröße und Zufriedenheit mit Unterstützungsleistungen gibt. Er äußert die Vermutung, dies sei darauf zurückzuführen, dass "die Größe sozialer Netzwerke möglicherweise auch über die Menge der Konfliktpotentiale

⁸⁷Vgl. DIEWALD 1991, S. 104.

⁸⁸ebd.

⁸⁹Vgl. SCHENK 1984, S. 92.

entschied. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass informelle Hilfen in großen sozialen Netzwerken mit vergleichsweise mehr Kosten verbunden sind."⁹⁰

Multiplexität ist insofern ein Kriterium für soziale Unterstützung, als Studien über Netzwerke psychiatrischer Patienten ergaben, dass uniplexe Beziehungen teilweise schwer erreichbar sind und insofern auch geringe Unterstützungsleistungen bereithalten.⁹¹

Die Reziprozität von Beziehungen wird als sehr bedeutend für die Vermittlung sozialer Anerkennung und die Aufrechterhaltung von Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen beschrieben.⁹² DIEWALD (1991) betrachtet - ganz im Sinne der Austauschtheorien - Reziprozität als "die wesentlichste Voraussetzung für das Funktionieren von Unterstützungsleistungen".⁹³ Seine These lautet, der Austausch von Hilfen sei nur auf der Basis wechselseitiger Gewährung möglich, wobei er allerdings den Reziprozitätsbegriff sehr weit und differenziert fasst. So kennt er u.a. auch die Möglichkeit aufgeschobener Reziprozität. Sie basiere darauf, dass im Zuge einer längerandauernden Beziehung allmählich ein Vertrauen in einen gerechten Austausch von Leistungen wachse, das zur Bereitschaft führen könne, "prinzipiell und zumindest phasenweise offene Verpflichtungen bzw. einen Überschuss an Investitionen in einer Beziehung zu akzeptieren."⁹⁴ Unterstützung wird dann quasi als Vorschuss auf später zu erwartende Leistungen des anderen gewährt oder stellt umgekehrt eine Wiedergutmachung für vom anderen bereits früher erbrachter Hilfen dar.

Angesprochen ist hier aber auch die Dauer von Netzwerkbeziehungen. Je dauerhafter Beziehungen sind, desto verlässlicher können sie für Unterstützungsleistungen funktionalisiert werden.

Die Erreichbarkeit von Netzwerkmitgliedern steht in direktem Zusammenhang zu psychischem Wohlbefinden. Dies wurde unter anderem in Studien über Studenten, Drogenabhängige, Angehörige von Alzheimer-Kranken, in Scheidung lebenden Müttern und neurotischen Klienten nachgewiesen.⁹⁵

Häufig untersucht wurde auch der Einfluss der Dichte sozialer Netzwerke auf soziale Unterstützung. Die Ergebnisse der Studien bieten jedoch kein ganz einheitliches Bild: Einige Untersuchungen hatten zum Resultat, dass Netzwerke mit geringer Dichte sicherere Unterstützung bieten als sehr dichte, andere Studien konnten dieses Resultat nicht in der Eindeutigkeit bestätigen.⁹⁶ NESTMANN (1988) mutmaßt, die unterschiedlichen und z.T. widersprüchlichen Ergebnisse zur Bedeutung der Dichte seien darauf zurückzuführen, "dass es von entscheidender Bedeutung ist, welche Gruppe bezüglich welcher Probleme und im Zusammenhang mit welchem Unterstützungsbedarf untersucht wurde."⁹⁷ Er gelangt auf der Basis einer Überprüfung einer Vielzahl von Studien zu dem Ergebnis: "Je mehr in der Unterstützung neue Informationen, neue soziale Kontakte, neue Perspektiven, Rollenwechsel und Veränderungen von Denken, Fühlen und Handeln gefordert ist, desto hilfreicher scheinen lockerere, offenere und eher 'schwache' Beziehungen. Je mehr persönliche Versorgung,

⁹⁰RÖHRLE 1994, S. 83.

⁹¹Vgl. ANGERMEYER 1989, S. 188; RÖHRLE/STARK 1985, S. 31.

⁹²Vgl. DIEWALD 1991, S. 103.

⁹³ebd., S. 117; vgl. auch COLLINS/PANCOAST 1981, S. 80.

⁹⁴ebd., S. 121.

⁹⁵Vgl. RÖHRLE 1994, S. 125.

⁹⁶Vgl. NESTMANN 1988, S. 58.

⁹⁷ebd.

verlässliche und sichere Basis für Problemlösungen, dauerhafte Betreuung und Pflege etc. notwendig wird, desto besser können dichte, enge, multiple Netzwerke diesen Anforderungen nachkommen."⁹⁸

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Untersuchungen zur Bedeutung unterschiedlicher Netzwerkmerkmale kein konsistentes Ergebnis hatten. Es liegt nahe anzunehmen, dass neben diesen Merkmalen andere Faktoren von Einfluss sind. Dies könnten z.B. subjektive Bewertungskriterien sein. RÖHRLE (1994) verweist auf Untersuchungen, die zeigen konnten, "dass sich informelle Hilfen nicht unmittelbar auf die Person auswirken, sondern zunächst wahrgenommen und bewertet werden. Bei der Beurteilung informeller Hilfen durch den Empfänger sind Bewertungsgrundlagen beteiligt, die sich auch von denen von Beobachtern (z.B. Angehörigen) deutlich unterscheiden dürften."⁹⁹ Es gibt aber auch Hinweise darauf, dass Merkmale sozialer Netzwerke problemspezifisch von unterschiedlicher Bedeutung sind und unterschiedliche Unterstützungsleistungen begünstigen. KEUPP (1987a)¹⁰⁰ unternimmt unter Hinweis auf eine Studie von WALKER, MACBRIDE & VACHON (1977) den zusammenfassenden Versuch einer Klassifikation sozialer Unterstützung hinsichtlich unterschiedlicher Netzwerkmerkmale. Er unterscheidet:

1. *Affektive Unterstützung*. Sie wird am ehesten in kleinen Netzwerken mit hoher Dichte, hoher Homogenität und räumlicher Erreichbarkeit gewährt.

2. *Instrumentelle Unterstützung* (praktische Unterstützung, z.B. Arbeitshilfen, materielle Unterstützung) wird am ehesten in großen und dichten Netzwerken geleistet.

3. *Kognitive Unterstützung* wird am ehesten vermittelt in Netzwerken, deren Mitglieder durch schwache Bindungen verknüpft sind (geringe Intensität), da darüber die beschriebenen Möglichkeiten der Kontaktherstellung zu anderen Netzwerken bestehen.

4. *Aufrechterhaltung der sozialen Identität*: "Netzwerke, die durch geringe Größe, hohe Dichte, starke Bindungen, geringe Dispersion und hohe Homogenität gekennzeichnet sind, ermöglichen eher die Bildung und Aufrechterhaltung eines Identitätsmusters, das relativ einfach strukturiert ist und sich wenig ändert."¹⁰¹ Andererseits erhalten große heterogene Netzwerke mit geringer Dichte, eher schwachen Bindungen wahrscheinlicher eine relativ komplexe, für Veränderungen offene Identität aufrecht.

5. *Vermittlung sozialer Kontakte*. Neue soziale Kontakte werden eher vermittelt durch Netzwerke mit schwachen Bindungen, indem Verbindungen zu anderen Netzwerken hergestellt werden.

Mit Hilfe einer solchen funktionalen Betrachtungsweise ist es besser möglich, "konkrete Problemlagen und aus ihnen resultierende Bedürfnisse nach Unterstützung differenziert mit spezifischen Netzwerkmustern in Verbindung zu bringen."¹⁰² KEUPP (1987a) verdeutlicht dies anschaulich am Beispiel einer verwitweten Frau, die in einem kleinen und dichten Netzwerk in der Phase der Trauerarbeit die adäquate emotionale Unterstützung erhalten kann,

⁹⁸ebd., S. 66.

⁹⁹RÖHRLE 1994, S. 86.

¹⁰⁰Vgl. KEUPP 1987a, S. 31f; vgl. dazu auch NESTMANN 1988, S. 67.

¹⁰¹ebd., S. 32.

¹⁰²ebd., S. 32.

der dasselbe Netzwerk aber dann zum Problem geraten kann, wenn sie versucht, einen neuen Lebensplan zu entwerfen und z.B. neue Kontakte zu knüpfen. Für diese Wünsche hält es kaum Unterstützungspotentiale bereit, es kann im Gegenteil sogar hinderlich sein, wenn die Bedürfnisse der Witwe nicht mit den Erwartungen des Netzwerks vereinbar sind.¹⁰³

3.1.5. Quellen sozialer Unterstützung

In diesem Abschnitt soll es um die Frage gehen, welche Unterstützungsleistungen von einzelnen Teilnetzwerken erbracht werden.

Ehe- und Partnerbeziehung

Der Partner bzw. die Partnerin nehmen als potentielle Unterstützer(innen) eine zentrale Rolle ein. Verschiedene Untersuchungen belegen, dass dem/der jeweils anderen eine wichtige Bedeutung für die Vermittlung emotionaler Geborgenheit zukommt.¹⁰⁴ Die Partnerbeziehung "ist - ob ehelich oder nichtehelich - im emotionalen Bereich der Vermittlung von Liebe und Zuneigung kaum substituierbar, da sie in fast exklusiver Weise Liebe mit Geborgenheit verknüpfen kann."¹⁰⁵

Partnerbeziehungen sind darüber hinaus im Vergleich zu anderen Kontakten sehr verlässlich und dauerhaft.

KLUSMANN (1989) bezeichnet die Ehe als einfachen Indikator sozialer Unterstützung. Viele Studien zeigen, dass "Verheiratete besser mit den Einflüssen belastender Lebensereignisse fertigwerden als Unverheiratete"¹⁰⁶. Allerdings stellt sich die Frage, woran dies liegt. KLUSMANN führt dies interessanterweise nicht auf die Unterstützung durch den Partner oder die Partnerin zurück, sondern auf die sich in der Ehe offenbarende "Bindungsfähigkeit", die als Persönlichkeitsmerkmal mit positiver Selbstbewertung assoziiert sei.¹⁰⁷ Dann allerdings müsste zumindest bei den Unverheirateten eine Unterscheidung getroffen werden zwischen denjenigen, die in einer außerehelichen Gemeinschaft leben und denen, die tatsächlich alleinstehend sind. Wesentlich plausibler erscheint mir jedoch der positive Effekt des Vorhandenseins einer intimen Beziehung mit ihren emotionalen Stützfunktionen zu sein. Dafür spricht auch ein Ergebnis einer Untersuchung von BADURA U.A. (1987)¹⁰⁸, die bei Männern, die ihre Ehe als nicht gut bezeichneten, ein Jahr nach einem Herzinfarkt mehr Angst und höhere Depressivitätswerte maßen als bei solchen, die ihre Ehe als glücklich bezeichneten.¹⁰⁹

¹⁰³Vgl. ebd., S. 32.

¹⁰⁴Vgl. DIEWALD 1991, S. 106. Vgl. dazu auch STREHMEL/DEGENHARDT (1987, S. 148), die bei einer Untersuchung der Wirkungen sozialer Unterstützung auf Arbeitslosigkeit herausfanden, dass der/die Partner(in) am ehesten emotional entlastet, es werden aber auch materielle Hilfen und Beratung genannt

¹⁰⁵DIEWALD 1991, S. 107.

¹⁰⁶KLUSMANN 1989, S. 31.

¹⁰⁷Vgl. ebd.

¹⁰⁸Vgl. SIEGRIST 1989, S. 65.

¹⁰⁹ebd.

Familie und Verwandte

In einer Vielzahl von Untersuchungen haben sich "Familie und Verwandte als die wichtigste und konstanteste Hilfeinstanz innerhalb persönlicher Netzwerke nach dem Ehepartner erwiesen".¹¹⁰ Die Bedeutung der haushaltsangehörigen Familienmitglieder ist dabei allerdings wesentlich größer als die der räumlich getrennt lebenden. NESTMANN (1988) berichtet z.B. über eine repräsentative Gesundheitsselbsthilfestudie von GRUNOW U.A. (1983), in der diese Differenzierung vorgenommen wurde mit dem Ergebnis, "dass 89% der Bevölkerung für Informationen und Beratungen andere *Haushaltsmitglieder* wählen und dass dies bezüglich praktischer Hilfe im Krisenfall sogar 91% tun. 74% wählen hingegen nicht im Haushalt lebende *Verwandte* für Rat und Information, 71% für praktische Unterstützung und Hilfeleistungen."¹¹¹ Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt auch DIEWALD (1991): Er spricht von einer "hierarchischen Gliederung hinsichtlich normativer Solidaritätsverpflichtungen" und stellt fest, dass - nach der (Ehe-) Partnerschaft - Eltern und Kinder die wichtigste Stellung in dieser Rangfolge einnehmen, gefolgt von Geschwistern und schließlich anderen Verwandten.¹¹²

Mit dem Begriff der normativen Solidaritätsverpflichtung wird auch bereits auf einen wesentlichen Grund der besonderen Quantität und Qualität familiärer und verwandtschaftlicher Unterstützungsleistungen hingewiesen: Familie und Verwandtschaft sind vorgegeben, sie entziehen sich eher als andere Kontakte der individuellen Beliebigkeit, ihnen sind auch juristische Verpflichtungen auferlegt (z.B. Unterhaltszahlungen zu leisten) und sie gewährleisten aus all diesen Gründen am ehesten die Gewähr einer verlässlichen Hilfequelle¹¹³. Wie später noch zu zeigen sein wird, können aus familiären und verwandtschaftlichen Unterstützungen aber auch erhebliche Belastungen resultieren.

STREHMEL & DEGENHARDT (1987) fanden bei einer Untersuchung der Wirkung sozialer Unterstützung auf Arbeitslosigkeit heraus, dass Eltern in besonderer Weise emotional unterstützen. Andererseits seien aber auch häufig materielle Hilfen gewährt worden.¹¹⁴

Differenzierter analysiert MAYR-KLEFFEL (1991) soziale Unterstützung durch Eltern. Sie verweist u.a. auf einen schichtspezifischen Aspekt: Von Eltern, die der Mittelschicht zuzurechnen sind, werden "signifikant mehr finanzielle Hilfe, Kinderbetreuung, Ratschläge und wertvolle Geschenke als in Arbeiterfamilien"¹¹⁵ gewährt.

Außerdem stellt sie auch geschlechtsspezifische Unterschiede fest, da männliche Kinder eher finanzielle Unterstützung, Töchter hingegen eher Dienstleistungshilfen erhalten.¹¹⁶

Familie und Verwandtschaft übernehmen ausgesprochen wichtige Aufgaben bei der umfangreichen und zeitintensiven Hilfe bei chronischen Krankheiten.¹¹⁷ Diese Unterstützung drückt sich u.a. in der Pflege chronisch Kranker aus, aber auch in Gesprächen über gesundheitsbeeinträchtigende Verhaltensweisen, in emotionaler Zuwendung für Kranke und

¹¹⁰DIEWALD 1991, S. 107. Vgl. auch LÜSCHEN 1989, S. 446.

¹¹¹NESTMANN (1988), S. 126; Hervorhebungen im Original.

¹¹²Vgl. DIEWALD 1991, S. 108.

¹¹³Vgl. ebd.

¹¹⁴Vgl. STREHMEL/DEGENHARDT 1987, S. 151.

¹¹⁵MAYR-KLEFFEL 1991, S. 86.

¹¹⁶Vgl. ebd., S. 86f.

¹¹⁷Vgl. DIEWALD 1991, S. 107; vgl. auch GOLDBERG U.A. 1990, S. 228.

in emotionaler Hilfe bei seelischen Belastungen.¹¹⁸ Umgekehrt verhindert fehlende familiäre Hilfe "den effektiven Schutz der Mitglieder vor Krankheiten und Störungen des Wohlbefindens."¹¹⁹ Dies deutet auf die Bedeutung der Familie als präventive Instanz hin. Die angesprochene Studie von MAYR-KLEFFEL (1991) ermittelte als wichtigste verwandtschaftliche Unterstützungsarten Dienstleistung, Rat/Gespräch und finanzielle Hilfe.¹²⁰

Sehr wichtig sind familiäre Hilfen für Alleinerziehende, allerdings in der Regel nur dann, wenn wenig institutionelle Unterstützungen vorhanden sind. Naturgemäß wird hier Hilfe besonders bei der Kinderbetreuung und -versorgung nachgefragt¹²¹, aber auch materielle und Arbeits-Hilfe, weniger bedeutsam sind Verwandte für Alleinerziehende hinsichtlich der Freizeitgestaltung oder als GesprächspartnerInnen.¹²²

Auch junge Familien mit Kleinkindern greifen oft auf verwandtschaftliche Unterstützung zurück, zumindest solange sie sich noch in der familiären Aufbau- und Konsolidierungsphase befinden.¹²³

Die räumliche Entfernung ist ein wichtiges Kriterium für den Erhalt verwandtschaftlicher Unterstützung. STROHMEIER (1983) fand heraus, dass mehr als die Hälfte der geleisteten Hilfen von im gleichen Stadtteil wohnenden Verwandten erbracht werden.¹²⁴

FreundInnen und Bekannte

Auch FreundInnen und Bekannte nehmen als UnterstützerInnen eine bedeutende Position ein¹²⁵, sie werden "vorrangig für Geselligkeit, für die Vermittlung von Anerkennung und Wertschätzung, für den Erwerb neuer Kompetenzen und Orientierungen, für die Vermittlung von Normen und Informationen sowie für motivationale Unterstützung wichtig".¹²⁶ Freundschaften schützen daher vor dem Gefühl der Isolation, sie stärken das Selbstwertgefühl und vermitteln das Gefühl persönlichen Akzeptiertseins, insbesondere deshalb, weil Freundschaften, anders als Verwandtschaftsbeziehungen, im Wege freier Wahlen entstehen und bereits ihre Existenz daher dem Individuum die Empfindung sozialer Attraktivität ermöglicht.

Im Gesundheitsbereich sieht NESTMANN (1988) die Funktion von FreundInnen und Bekannten zum einen darin, dass sie wichtige Informationsquellen z.B. im Hinblick auf professionelle Hilfen sind, zum anderen aber auch in der Übernahme wichtiger Unterstützungsleistungen bei psychischen Krisen, die von der Familie ausgelöst sind.¹²⁷ Während Familienhilfe - wie beschrieben - oftmals Belastungen aus chronischer Krankheit aufzu-

¹¹⁸Vgl. NESTMANN 1988, S. 126.

¹¹⁹ebd., S. 124.

¹²⁰Vgl. MAYR-KLEFFEL 1991, S. 89.

¹²¹Vgl. WNUCK 1987, S. 39.

¹²²Vgl. NIEPEL/NESTMANN 1996, S. 98.

¹²³Vgl. WNUCK 1987, S. 39.

¹²⁴Vgl. STROHMEIER 1983, S. 166.

¹²⁵Vgl. NESTMANN 1988, S. 129.

¹²⁶DIEWALD 1991, S. 110.

¹²⁷Vgl. NESTMANN 1988, S. 124.

fangen vermag, liegt der freundschaftliche "Aktivitätsschwerpunkt im Helfen eher bei kurzfristigen und kurzen Krankheitsepisoden".¹²⁸

Nachbarschaft

Der Bedeutung der Nachbarschaft für soziale Unterstützung interessiert naturgemäß im Rahmen der Fragestellung dieser Arbeit in besonderem Maße, bezieht sie sich doch gerade auf den Sozialraum Wohnquartier.

Nachbarschaft definiert HAMM (1973) als "eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren".¹²⁹ Nach dieser Definition setzt Nachbarsein eine tatsächliche Interaktion voraus, es ist also nicht lediglich bestimmt durch das Beieinanderwohnen. Der Begriff "Nachbarschaft" wird allerdings in einem erweiterten Sinn bisweilen auch als Synonym für das Wohnquartier verwendet, er meint dann also nicht mehr die soziale Gruppe. Nach HAMM (1982) ist auch dies deshalb sinnvoll, "weil sich, strukturell gesehen, nachbarliche Beziehungen in sich überschneidenden Kreisen fortsetzen".¹³⁰ Dieser zweite Sinngehalt ist jedoch an dieser Stelle nicht weiter interessant, geht es doch hier um unterstützende Leistungen, also konkrete Interaktionen zwischen Individuen.

Nachbarschaftskontakte gelten als mehr oder weniger distanziert¹³¹, erklärt wird dies mit Verhaltensunsicherheiten: "Es existieren keine festen Normen, und die Basis des Zusammenlebens erscheint gerade wegen der unausweichlichen räumlichen Nähe mit den zwangsläufigen Berührungspunkten labil. Unter diesen Umständen ist es sicherer, um sich herum einen neutralen, nicht konflikthanfälligen Sozialraum zum Schutz der Privatsphäre zu schaffen. Völlige Fremdheit den Nachbarn gegenüber würde jedoch auf eine andere Weise Unsicherheit schaffen, denn es würde die Vertrautheit mit der unmittelbaren Wohnumgebung einschränken."¹³² Eine Reihe von Untersuchungen hatte zum Ergebnis, dass Nachbarschaftskontakte im Gegensatz zu Freundschafts- oder Verwandtenkontakten weniger von Stadt- als von LandbewohnerInnen unterhalten werden.¹³³

Die Bedeutung der städtischen Nachbarschaft als Ressource für soziale Unterstützung wird dementsprechend allgemein eher gering eingeschätzt. NESTMANN (1988) verweist auf Studien von BUCHHOLZ U.A. (1982, 1984), wonach "Nachbarschaften aufgrund ihrer örtlichen Nähe und des potentiell kontrollierenden Charakters kaum helfende oder unterstützende Funktionen wahrnehmen oder zugewiesen bekommen".¹³⁴ Diese Studien wurden allerdings in einer großstädtischen Trabantsiedlung durchgeführt und dürfen daher sicherlich nicht ohne weiteres auf sämtliche städtischen Nachbarschaften verallgemeinert werden.

¹²⁸ebd.

¹²⁹HAMM 1973, S. 18; vgl. auch BERTELS 1987, S. 15; ENGELHARD 1986, S. 25ff.

¹³⁰HAMM 1982, S. 144.

¹³¹Vgl. ZAPF U.A. 1969, S. 140.

¹³²DIEWALD 1991, S. 111.

¹³³Vgl. die Übersicht dazu in NESTMANN 1988, S. 71ff.

¹³⁴NESTMANN 1988, S. 60.

Unterstützungsleistungen durch NachbarInnen beschränken sich eher auf kleine alltägliche Dienste wie Ausleihe und Hilfe in Notsituationen, "wenn also die geringe räumliche Distanz die Voraussetzung für den Erfolg der Hilfe ist."¹³⁵

Ein weiteres Unterstützungspotential liegt in der Gesundheitshilfe, nämlich in gesundheitsbezogenen Gesprächen und in der Hilfe bei akuten Erkrankungen.¹³⁶ Für ein "ideales Unterstützungsnetz" halten NAPARSTEK U.A. (1982) die Nachbarschaft im Hinblick auf Hilfe bei Alltagsproblemen¹³⁷.

MAYR-KLEFFEL (1991) ermittelte als bedeutendste Unterstützungsarten Dienstleistungen und beratende Gespräche, finanzielle Hilfen sind hingegen fast bedeutungslos.¹³⁸

Auch PFEIL (1972) fand neben alltäglichen Hilfen Beratungsfunktionen von NachbarInnen: "Ein Viertel der befragten Frauen beriet sich mit Nachbarinnen über Kindererziehung, ebenso viele über Anschaffungen, wesentlich mehr über Einkaufsfragen".¹³⁹

Demgegenüber ermittelte FISCHER (1982) neben kleineren Hilfen (vor allem Ausleihen) als wesentlichste Unterstützungsleistung der Nachbarschaft das Beaufsichtigen des Hauses bei Abwesenheit: "And many of the neighbors whom respondents named - about a third - were named in answer to only one specific question: who they would ask to care for their homes when away."¹⁴⁰

Natürliche HelferInnen im Quartier

Neben den bisher angesprochenen Hilfspersonen gibt es weitere, die hier als "natürliche HelferInnen", bisweilen in der Literatur aber auch als "central figures", "natural neighbors" oder auch "community-care-givers" bezeichnet werden. Gemeint sind damit Personen, die sich finden "als Bekannte aus der Nachbarschaft, aber auch als entferntere Personen, die man aufgrund ihrer gesellschaftlichen, sozialen oder Arbeitsrollen und -funktionen häufiger trifft, also vom Gemeindearbeiter über den Pfarrer, die Bibliothekarin bis zum Postbeamten, zur Kindergärtnerin, etc."¹⁴¹ Es handelt sich dabei um Menschen, die Informationen über die Hilfeangebote eines Quartiers besitzen und weitergeben. Oftmals verfügen sie auch über persönliche Talente, anderen zu helfen.¹⁴²

CAPLAN (1974)¹⁴³ unterscheidet zwei Typen natürlicher HelferInnen:

1. Generalisten: "Sie sind in ihrer Nachbarschaft und weit darüber hinaus bekannt für ihre Kenntnisse und Erfahrungen bezüglich menschlicher Beziehungen mit all ihren Problemen und/oder mit den existierenden Versorgungs-, Hilfe- und Unterstützungsstrukturen der Gemeinde. Sie sind kontaktfreudig, kommunizieren und interagieren gerne mit anderen und können dies auf Grund ihrer beruflichen Rollen, die sie in Kontakt- und Interak-

¹³⁵DIEWALD 1991, S. 112.

¹³⁶Vgl. NESTMANN 1988, S. 127.

¹³⁷Zit. n. NESTMANN 1988, S. 127. Vgl. auch SCHULZ 1978, S. 16; VIERECKE 1972, S. 58.

¹³⁸Vgl. MAYR-KLEFFEL 1991, S. 99.

¹³⁹PFEIL 1972, S. 263.

¹⁴⁰FISCHER 1982, S. 98.

¹⁴¹NESTMANN 1988, S. 131.

¹⁴²Vgl. COLLINS/PANCOAST 1981, S. 30ff.

¹⁴³Zit. n. NESTMANN 1988, S. 131f.

tionsmöglichkeiten mit vielen Mitmenschen bringen."¹⁴⁴ CAPLAN sieht als Motive der Generalisten zum einen positive Erfahrungen bei Unterstützungen im eigenen Familien- und Bekanntenkreis, zum anderen aber auch teilweise den Versuch, eigene Probleme zu überwinden. In jedem Fall stehe der natürliche Helfer aber unter einem gewissen Erfolgsdruck, da er im Falle schlechter Unterstützungsergebnisse seine zentrale Bedeutung einbüßen und nicht mehr nachgefragt werde.¹⁴⁵

2. Spezialisten: Während die Generalisten eher Adressaten- oder problemspezifisch agieren, handelt es sich bei den Spezialisten um Personen, "die bestimmte Probleme selber erfahren haben oder sie in nahesten Bezügen selbst zu bearbeiten hatten. Sie haben diese Schwierigkeiten (wie z.B. alleine zu sein etc.) erfolgreich überwunden, Krisen und deren Folgen für ihre Mitmenschen sichtbar gemeistert oder Probleme 'in den Griff' bekommen, z.T. auch mit ihnen leben gelernt (z.B. Eltern behinderter Kinder etc.)."¹⁴⁶

Spezialisten leisten Hilfe weniger wegen besonderer Motivation oder eigenem Interesse, sondern wegen ihrer von anderen wahrgenommenen besonderen Coping- und Anpassungsfähigkeiten.

Im Rahmen einer Begleitstudie zu einem Helfertrainingsprogramm erarbeiteten D'AUGELLI & EHRLICH (1982)¹⁴⁷ einige Charakteristika natürlicher HelferInnen, unter anderem auch Unterstützungsarten: "Über 50% wurden generelle Lebensprobleme besprochen und bearbeitet, ein hoher Prozentsatz von ca. 40% lag im zwischenmenschlichen Bereich. Nur selten wurde in 'schweren Krisen' geholfen. Die Hilfe der natürlichen Helfer bestand nach ihren Selbstauskünften am häufigsten im 'nur Zuhören' und im Versuch, die Gefühle der Betroffenen zu verstehen."¹⁴⁸ Interessanterweise konnten in erster Linie non-direktive Beratungsstrategien beobachtet werden.

Nachfolgend sollen einige potentielle berufsspezifische alltägliche HelferInnen eingehender vorgestellt werden:

PfarrerInnen

Die Bedeutung der PfarrerInnen als natürliche HelferInnen ist umstritten. NESTMANN (1988) berichtet über eine Studie von GURIN U.A. (1960), nach der 42% der Hilfesuchenden PfarrerInnen als erste Anlaufstation bei psychosozialen Problemen benannten.¹⁴⁹ Andererseits weisen COLLINS & PANCOAST (1981) darauf hin, dass sich nach einer neueren Studie nur 15% der Angehörigen unterer und ca. 24% der Angehörigen höherer Schichten an Ärzte oder Geistliche wenden.¹⁵⁰ Dennoch sind auch sie von der Bedeutung der PfarrerInnen als informelle natürliche HelferInnen überzeugt.

¹⁴⁴NESTMANN 1988, S. 131.

¹⁴⁵Vgl. ebd., S. 132.

¹⁴⁶ebd.

¹⁴⁷Vgl. ebd., S. 135.

¹⁴⁸ebd.

¹⁴⁹ebd., S. 143.

¹⁵⁰Vgl. COLLINS/PANCOAST 1981, S. 81f.

PfarrerInnen verfügen in der Regel über intime Gemeindekenntnisse, kennen Schlüsselpersonen im Quartier, sind recht gut erreichbar und bewerten ihre Stützfunktionen als sehr wichtig. Hauptsächlich an sie herangetragene Schwierigkeiten sind Eheprobleme.¹⁵¹

LehrerInnen

LehrerInnen können nach einer Studie von NAPARSTEK U.A. (1982)¹⁵² ebenfalls als potentielle berufsspezifische alltägliche HelferInnen angesehen werden. Allerdings sind ihre Kenntnisse über existierende formelle und informelle Versorgungsstrukturen einer Gemeinde als eher lückenhaft ermittelt worden.

Ihre Hauptaufgabe ist eher in der Probleidentifikation im Bereich von Erziehungsproblemen anzusiedeln. Außerdem werden ihnen Kompetenzen im Hinblick auf eine Einflussnahme auf gesundheitsförderliches Verhalten zugeschrieben.¹⁵³

VerkäuferInnen

COLLINS & PANCOAST (1981) fanden heraus, dass auch VerkäuferInnen eine wesentliche Stellung im sozialen Netzwerk von Menschen einnehmen können und Unterstützungsleistungen anzubieten haben: "Die Verkäuferinnen im Lebensmittelgeschäft z.B. können für manche Menschen wichtige Kontaktpersonen sein. Kunden haben oft 'ihre' bevorzugte Verkäuferin, die - über höfliche Floskeln hinaus - echte Anteilnahme an ihrem Leben zeigt. Wir haben Verkäuferinnen und Apotheker beobachtet, die das Zentrum komplexer Beziehungsnetze älterer Menschen waren. Sie wachten über das Wohlbefinden ihrer betagten Kunden und versuchten, bei anderen Kunden Hilfsbereitschaft für sie zu wecken."¹⁵⁴

Im weiteren Sinne sind unter der Rubrik "VerkäuferInnen" auch ApothekerInnen, Angestellte von Tankstellen, chemischen Reinigungen etc. zu subsumieren.¹⁵⁵

GastwirtInnen

Die Bedeutung der GastwirtInnen für die Bereitstellung sozialer Unterstützung ist nicht unwesentlich beeinflusst durch das kommunikationsintensive Setting der Gaststätte. Eine wesentliche Funktion nimmt hier die Theke als zentraler Platz jeder Kneipe ein: "Die Schwelle der Ansprechbarkeit liegt hier am niedrigsten: Das Stellen oder Setzen an die Theke bedeutet das Signalisieren einer prinzipiellen Kommunikationsbereitschaft, während an den Tischen jede von außen kommende Unterbrechung Erlaubnis braucht. Die Sitzordnung ist lateral und vermittelt das Gefühl, dass alle Plätze einander gleichwertig seien."¹⁵⁶

¹⁵¹Vgl. NESTMANN 1988, S. 144.

¹⁵²Zit. n. NESTMANN 1988, S. 145.

¹⁵³Vgl. ebd.

¹⁵⁴COLLINS/PANCOAST 1981, S. 31.

¹⁵⁵Vgl. ebd., S.32.

¹⁵⁶GLÄSER 1985, S. 352.

Als Gründe für Kneipenbesuche sehen DRÖGE & KRÄMER-BADONI (1987) "in erster Linie *soziale Bedürfnisse* nach Kontakt, zwischenmenschlicher Beziehung, Austausch".¹⁵⁷ Eine wesentliche Rolle bei der Kommunikationsbereitschaft spielt der Alkohol, durch den die Hemmschwelle einer Kontaktaufnahme gesenkt wird bei gleichzeitiger Erhöhung der Veröffentlichungsbereitschaft von Problemen.¹⁵⁸

Die formale Hauptaufgabe von GastwirtInnen besteht zwar darin, den Konsum von Speisen und Getränken und die Ordnung aufrechtzuerhalten, sie sind aber gleichzeitig auch Hauptakteure für die sozialen Funktionen: Zum einen besetzen sie im Kneipensetting den zentralen Platz hinter der Theke, haben also als einzige mit den Gästen unmittelbaren Blickkontakt und können gleichzeitig mit "mehreren relativ unkompliziert Kontakt aufnehmen (die Thekengäste können das nur mit ihren Neben'männern') und so auch zu einem Relais für Gespräche werden."¹⁵⁹ Andererseits sind sie aber auch Quelle für Statuszuschreibungen, indem sie beispielsweise Stammgäste als solche definieren und behandeln.

In dieser kommunikationsintensiven Atmosphäre erfüllen GastwirtInnen wichtige Aufgaben sozialer Unterstützung, wie NESTMANN (1988) in seiner Studie über "Die alltäglichen Helfer" belegen konnte.

Täglich Problemgespräche mit Gästen zu führen, gaben 41% der befragten GastwirtInnen an. 95% berichteten zudem darüber, schon von KollegInnen von solchen Problemgesprächen erfahren zu haben.¹⁶⁰ Dabei reagieren sie offensichtlich nicht etwa nur auf von Gästen angesprochene Probleme: "Überraschend sind die relativ häufigen (insgesamt jeweils zu ca. 1/3) Stellungnahmen aller Befragten (GastwirtInnen, S.B.), die auf eine eigene *Initiierung* von Problemgesprächen verweisen, wenn ihnen am Zustand oder dem Verhalten der Kunden und Gäste etwas auffällt."¹⁶¹

Im Mittelpunkt der Problemgespräche stehen zu 80% Familienprobleme, aber auch Beziehungs- und Finanzprobleme sowie Schwierigkeiten im Beruf oder mit der Arbeitslosigkeit.¹⁶²

Die Effekte sozialer Unterstützung durch GastwirtInnen sieht NESTMANN (1988) zunächst einmal allgemein darin, dass bereits der kommunikative Austausch, das gesellige Zusammensein die Möglichkeit gibt zu positiver Interaktion, aus der Stärken entstehen und die Wachstum ermöglicht. Er spricht sich gegen eine zu enge Definition der sozialen Unterstützung lediglich als Maßnahme zur Krisenbewältigung aus. Soziale Unterstützung dürfe "nicht auf *Problembereiche* und *Krisensituationen* beschränkt betrachtet werden, sondern ist ein Teil immerwährenden sozialen Austauschs zwischen Individuen und ihren Unterstützungsbezügen, die zur Aufrechterhaltung von Wohlbefinden und Gesundheit dienen. Allein das Vermitteln von Dazugehörigkeit kann stimmungsfördernde und gesunderhaltende Effekte haben".¹⁶³

Berichtet wird aber auch konkret über emotionale Unterstützung durch direkte Interventionen in belastenden Situationen, vom Betroffenen oft als (zeitweilige) Entlastung empfunden, aber auch durch Umdeutung von z.B. angstbesetzten Situationen und durch Beruhigung und

¹⁵⁷DRÖGE/KRÄMER-BADONI 1987, S. 68; Hervorhebung im Original.

¹⁵⁸Vgl. NESTMANN 1985, S. 340.

¹⁵⁹ebd., S. 336.

¹⁶⁰Vgl. NESTMANN 1988, S. 172.

¹⁶¹ebd., S. 221; Hervorhebung im Original.

¹⁶²Vgl. ebd., S. 225f.

¹⁶³ebd., S. 234; Hervorhebungen im Original.

Beschwichtigung. Allgemeiner wird emotionale Unterstützung schon durch die gesellige Atmosphäre, durch allgemeine Zuwendung und durch Bestätigung und Anerkennung geleistet.¹⁶⁴

GastwirtInnen bieten daneben auch durchaus praktische Hilfen, z.B. kostenloses Bereitstellen von Getränken und Speisen, aber auch Informationen über weiterhelfende Institutionen bis hin zur Vermittlung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen.¹⁶⁵

3.2. Belastende Aspekte sozialer Unterstützung

Bislang wurden die positiven, die hilfreichen Aspekte sozialer Unterstützung beschrieben. Es gibt jedoch durchaus auch gegenteilige Effekte, negative Wirkungen sozialer Unterstützung, wengleich diesen bislang in der Literatur und Forschung in eher bescheidenem Umfang Rechnung getragen wurde.¹⁶⁶ NESTMANN (1988) spricht in diesem Zusammenhang von einer vernachlässigten Dimension sozialer Unterstützung.¹⁶⁷

DIEWALD (1991) verweist darauf, dass bei einer Betrachtung der Gesamtheit einer sozialen Beziehung neben Unterstützungsleistungen auch Belastungen festzustellen sind, die daraus resultieren, dass Verpflichtungen und Machtungleichgewichte aufgebaut, Konflikte ausgetragen und einer Seite im Sinne austauschtheoretischer Überlegungen oftmals auch Kosten aufgebürdet werden.¹⁶⁸ Allgemein sei zu unterscheiden zwischen "(1) der *Absicht* zur Unterstützungsleistung beim *Bereitsteller*, (2) der *Wahrnehmung* und *Interpretation* des Unterstützungsprozesses durch den *Unterstützungsempfänger* und (3) der von beiden u.U. unabhängigen *Unterstützungswirkung*".¹⁶⁹ Diese Aspekte können weit auseinanderklaffen, so muss beispielsweise die Wahrnehmung eines Unterstützungsprozesses nicht identisch mit dessen Wirkung sein.

LAIREITER/LETTNER (1993) haben sechs Kategorien negativer Effekte sozialer Unterstützung für HilferezipientInnen erarbeitet:

1. Belastende Aspekte 'normaler' Unterstützung.

Darunter verstehen sie, dass Unterstützung durch andere grundsätzlich die Gefahr der Selbstwertbedrohung beinhaltet: "Bedrohlich daran ist, dass Unterstützung für das Selbst Gefühle der Unfähigkeit und des Versagens sowie eine Überlegenheits-Unterlegenheitsbeziehung zum Unterstützer impliziert".¹⁷⁰ Mögliche Effekte sind Scham-, Schuld- und Verpflichtungsgefühle, Einbußen des Selbstwertgefühls sowie die Schaffung von Abhängigkeiten.¹⁷¹

¹⁶⁴Vgl. ebd., S. 253ff.

¹⁶⁵Vgl. ebd., S. 261ff.

¹⁶⁶Vgl. RÖHRLE 1994, S. 88.

¹⁶⁷NESTMANN 1988, S. 87.

¹⁶⁸Vgl. DIEWALD 1991, S. 81.

¹⁶⁹ebd., S. 82; Hervorhebungen im Original.

¹⁷⁰LAIREITER/LETTNER 1993, S. 108.

¹⁷¹Vgl. auch NESTMANN 1988, S. 91.

2. Inadäquate Unterstützung.

Diesen Effekt verdeutlicht NESTMANN (1988) anhand einiger Studien: Belastungen für Empfänger sozialer Unterstützung resultieren auch daraus, dass oftmals die Helfenden mit den an sie herangetragenen Problemen überfordert sind und es zu "Fehlverhalten" kommt. WORTMAN & LEHMAN (1985)¹⁷² z.B. beobachteten dies insbesondere bei längerem Leiden, bei einer Thematisierung der Belastungen durch die Rezipienten, aber auch bei phasenweisem Wiederaufkommen von Problemen und Klagen. Die Reaktion der HelferInnen bestehe hier oft darin, "Gespräche über *Gefühle* der Betroffenen aus Verunsicherungen, Irritationen, Ängstlichkeit etc. zu umgehen und 'abzuwürgen'.¹⁷³ LAIREITER/LETTNER (1993) nennen zusätzlich "emotionales Überengagement, Beschwichtigungsversuche, Hilfestereotypen, Herabwürdigung des Problems, Überredungsversuche, Beschimpfungen oder das Blamieren des Betroffenen".¹⁷⁴

3. Enttäuschte Unterstützungserwartungen.

Dieser Effekt resultiert aus einer Form inadäquater Unterstützung, nämlich ihrer Unterlassung. "Enttäuschte Unterstützungserwartungen führen zu Kränkungen und wirken sich sehr negativ auf das Befinden des Betroffenen aus und stehen in enger Beziehung zu Befindenstrübungen und Depressivität, vor allem wenn gleichzeitig der Grad der Belastetheit sehr groß ist".¹⁷⁵

4. Exzessive Hilfe.

Ursache exzessiver Hilfe ist oftmals übertriebenes emotionales Engagement, das belastend einhergeht mit Einmischungen in persönliche Angelegenheiten, mit Entzug von Kompetenz und Abwertungen.¹⁷⁶

5. Problematische Beziehungen zwischen Unterstützer und Unterstütztem.

Von besonderer Bedeutung für Belastungen sind die Beziehungsaspekte "Mangel an Reziprozität, Abhängigkeit, Kontrolle, Ablehnung, Abwertung und Angst."¹⁷⁷

Dabei wird insbesondere dem Mangel an Reziprozität eine besonders belastende Wirkung nachgesagt, da er Ausdruck eines Fehlens des für Beziehungen wichtigen Gleichgewichts sei. Unterstützung könne lediglich dann positiv erlebt werden, wenn der Rezipient die "Negativbilanz" in absehbarer Zeit durch eigene Unterstützungsleistungen auszugleichen imstande sei.

Abhängigkeit hat negative Effekte auf das Selbstwertgefühl, es vermindert Versuche der Selbsthilfe und kann zu Verunsicherungen führen.¹⁷⁸

6. Belastungsbedingte Ineffektivität.

Diese Gefahr ist dann am größten, wenn Hilfe am intensivsten benötigt wird. In schweren Krisen, beispielsweise bei langer Krankheit, tritt oft recht bald eine Überforderung der HelferInnen ein, die sich u.a. darin äußern kann, dass es bei diesen zu negativen Gefühlen,

¹⁷²Vgl. NESTMANN 1988, S. 94.

¹⁷³ebd., Hervorhebung im Original.

¹⁷⁴LAIREITER/LETTNER 1993, S. 108.

¹⁷⁵ebd.

¹⁷⁶Vgl. ebd., S. 109.

¹⁷⁷ebd.

¹⁷⁸Vgl. NESTMANN 1988, S. 91.

Ambivalenz oder gar Ablehnung kommt. "In einem solchen Fall ist effektive Hilfe kaum mehr möglich."¹⁷⁹

Soziale Netzwerke können - dies sei an dieser Stelle mitangemerkt - auch unabhängig von der Funktion sozialer Unterstützung belastend sein. Die Netzwerkgröße kann gleich in zweifacher Weise negative Effekte haben: Ein zu großes Netzwerk ist "vor allem deshalb potentiell belastend, weil es eines größeren Aufwandes und einer intensiveren Pflege bedarf."¹⁸⁰ Kleine Netzwerke hingegen gehen "beim Durchschnittserwachsenen in der Regel mit Befindenstrübungen und somatischen und psychischen Belastungssignalen"¹⁸¹ einher. Allerdings schränken LAIREITER & LETTNER (1993) ein, dass diese Effekte von anderen Faktoren moderiert werden. So sei vor allem das Fehlen von "social companions" als Stressor anzusehen. In kleinen Netzwerken sei das Fehlen dieser guten Bekannten wahrscheinlicher. Sie verweisen auch auf Studien zur Bedeutung des Fehlens eines Partners bzw. einer Partnerin, deren Ergebnis geschlechtsspezifische Unterschiede offenbart: "Verschiedene Beobachtungen (z.B. von Blöschl 1987b; Lin, Dean & Ensel, 1986) lassen den Schluss zu, dass sich bei Männern das Fehlen einer Frau oder Partnerin als belastend auswirkt, während bei Frauen der Partner nicht so bedeutend ist, wohl aber andere sehr enge und vertraute Bezugspersonen."¹⁸²

Auch die Netzwerkdichte kann in doppelter Hinsicht Belastungen auslösen. Sehr dichte Netzwerke sind häufig mit wenigen Clustern ausgestattet, vorherrschend sind familiäre Beziehungen. Dadurch besteht die Gefahr der Isolierung von der Außenwelt. Wenig dichte Netzwerke hingegen "sind aufgrund ihres spezifischen Mangels an sozialen Kontakten und vor allem an sozialen Gruppen, in denen sich ein Individuum bewegen kann, eine ständige Quelle für Frustration und Enttäuschung."¹⁸³

4. Soziale Netzwerke im Lebensverlauf

Eine Beschäftigung mit sozialen Netzwerken schließt unbedingt die Berücksichtigung des Alters ein, denn damit - insbesondere mit der Stellung im Lebenszyklus - sind recht unterschiedliche Anforderungen an das Netzwerk ebenso verbunden wie spezifische Möglichkeiten der Anbahnung und Aufrechterhaltung von Beziehungen¹⁸⁴: "As people age, they not only change physically, but also experience a series of transitions through social roles and social groups. At each stage in the life course - school years, early marriage, parenthood, and so on - individuals assume new tasks and responsibilities, privileges and obligations, accumulating experience in the process."¹⁸⁵ STUEVE & GERSON (1977) halten die Stellung im

¹⁷⁹LAIREITER/LETTNER 1993, S. 109.

¹⁸⁰ebd., S. 101.

¹⁸¹ebd., S. 102.

¹⁸²ebd.

¹⁸³ebd., S. 102f.

¹⁸⁴Vgl. DIEWALD 1991, S. 114. Vgl. auch PIEPER 1981, S. 155ff.

¹⁸⁵STUEVE/GERSON 1977, S. 79.

Lebensverlauf für "a major, if not *the* major, influence on individuals' networks".¹⁸⁶ Am Beispiel von Freundschaftsbeziehungen erläutern sie, das Alter beeinflusse soziale Beziehungen in zweierlei Hinsicht: Zum einen seien die Gelegenheiten zur Anbahnung von Kontakten teilweise altersdeterminiert, zum anderen werden in unterschiedlichen Altersgruppen aber auch - im Sinne der Austauschtheorie - die Belohnungen und Kosten sozialer Beziehungen unterschiedlich interpretiert.¹⁸⁷

Während seines Lebens durchläuft der Mensch sehr unterschiedliche Phasen, die jeweils mit differenten Abhängigkeiten von, Verantwortungen für und Macht über andere verbunden sind. Er kommt zur und verläßt die Schule, beginnt eine Ausbildung, ein Studium oder eine Berufstätigkeit, verläßt die Herkunftsfamilie, geht Partnerschaften ein, gründet eine eigene Familie, übernimmt Elternaufgaben, wechselt vielleicht berufsbedingt häufiger den Wohnort, die eigenen Kinder verlassen das Haus, er scheidet aus dem Erwerbsleben aus, verliert den oder die Partner(in) durch Tod. All dies sind Passagen im Leben, die unmittelbaren Einfluß auf das soziale Netzwerk nehmen: "In the process of making these life transitions, people's daily settings change, as do their needs and their resources to meet those needs. As people enter new social contexts, they meet new people such as their spouse's kin, other new parents, or fellow workers on a new job."¹⁸⁸ In dem Maße, in dem neue Beziehungen eingegangen werden, erhalten oftmals bereits bestehende neue Bewertungen oder werden aufgegeben. DIEWALD (1991) verweist in diesem Zusammenhang auf eine Metapher von KAHN & ANTONUCCI (1980), die die sozialen Beziehungen im Lebensverlauf als Konvoi von Schiffen beschreiben, von denen einige nahezu die ganze Reise gemeinsam verbringen, während andere nur kurzzeitig an ihr teilnehmen und wieder andere zwischendurch hinzukommen.¹⁸⁹

Das Alter ist determinierend für viele der beschriebenen Statuspassagen im Lebensverlauf. Es ist aber auch in anderer Hinsicht von Bedeutung: Es repräsentiert Reifungsprozesse, die Wünsche und Anforderungen an soziale Beziehungen verändern und es verortet Menschen in historischen Zusammenhängen: "People of the same age have experienced the same historical events and cultural epochs."¹⁹⁰

Andererseits gibt es allerdings auch Statuspassagen, die relativ quer zum Alter verlaufen und zum Teil auf die beschriebenen Individualisierungsprozesse und der damit verbundenen Pluralisierung von Lebensformen zurückzuführen sind. Zu denken ist hier beispielsweise an Ehescheidungen, das Eingehen neuer Partnerschaften, geographische Mobilität, Arbeitslosigkeit usw., die ebenfalls mit Veränderungen in der Zusammensetzung sozialer Netzwerke und mit je spezifischen Anforderungen an Inhalte sozialer Beziehungen verbunden sind.

Bereits dreijährige Kinder verfügen über soziale Netzwerke, die zwar noch im wesentlichen durch Beziehungen zu Erwachsenen geprägt sind, in denen aber auch Freundschaftskontakte allmählich ihren Platz finden.¹⁹¹ Wichtige Funktionen dieser Netzwerke liegen im Schutz der

¹⁸⁶ebd.; Hervorhebung im Original.

¹⁸⁷Vgl. ebd.

¹⁸⁸ebd., S. 80.

¹⁸⁹Vgl. DIEWALD 1991, S. 115.

¹⁹⁰STUEVE/GERSON 1977, S. 79.

¹⁹¹Vgl. RÖHRLE 1994, S. 43.

Kinder, in ihrer Pflege und in emotionaler Zuwendung.¹⁹² In den Folgejahren wächst der Umfang der Netzwerke durch vermehrte Gleichaltrigenbeziehungen immer weiter an.¹⁹³ Diese Peer-Beziehungen haben wichtige Funktionen bereits für das Vorschulkind: Sie ermöglichen ihm das Erlernen von Konfliktfähigkeit, vermitteln erste sexuelle Erfahrungen und Solidarität, in einem allgemeinen Sinne soziale Kompetenz und soziale Tüchtigkeit.¹⁹⁴ MIETZEL (1989) spricht ihnen gar "therapeutische" Funktionen zu: "Mit vielen Sorgen findet man bei Gleichaltrigen ein besseres Verständnis als z.B. bei Eltern, die sich mit ganz anderen Nöten auseinandersetzen haben. ... Gleichaltrige können auf diese Weise auch therapeutische Funktionen wahrnehmen."¹⁹⁵ Große Bedeutung innerhalb kindlicher Netzwerke in der Moderne haben auch pädagogische Fachkräfte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen (Hort, Kindergarten, Vorschule, Regelschule, Musikschule etc.). ZINNECKER (1990) spricht in diesem Zusammenhang von "pädagogisierter Freizeit".¹⁹⁶ Mit dem Ein- und Austritt aus diesen Institutionalisierungen sind regelmäßig auch Veränderungen im Netzwerk verbunden.

Im Jugendalter gewinnen Gleichaltrigen-Gruppen zunehmend an Bedeutung, wobei diese mit steigendem Alter auch gemischtgeschlechtlich aufgebaut sind.¹⁹⁷ WNUCK (1987) bezeichnet diese Peer-groups als bedeutendste Größe im Netzwerk Jugendlicher:¹⁹⁸ "Das Spektrum der von Jugendlichen gebildeten Gruppen reicht dabei von relativ festen, definierten Rollengefügen bis hin zu losen und unstrukturierten Verbindungen mit lockeren Gesellungsformen."¹⁹⁹ Peer-groups übernehmen wichtige Funktionen für die Entwicklung Jugendlicher: "So wurde die förderliche Wirkung des Peer-Einflusses auf die soziale Kontakt- und Kooperationsfähigkeit, auf das Verständnis sozialer Regeln, auf die Moralentwicklung, auf die Kontrolle der Aggression, auf die Vermittlung sexuellen Wissens und die Sprachentwicklung nachgewiesen."²⁰⁰ Darüber hinaus übernimmt die Peer-group auch Funktionen bei der Emanzipation vom Elternhaus und in ihr werden Kontakte zum anderen Geschlecht erlernt. Die Domäne der Peer-groups ist der Freizeitbereich.²⁰¹

Neben einer häufigen Einbindung in altershomogene Gruppen kommt es aber in Vorpubertät und Pubertät in der Regel auch zu intensiven gleichgeschlechtlichen Freundschaften, in denen "ein wichtiger personaler Grundbestand an Bindungs- und Vertrauensfähigkeit, an Spontaneität und Gelöstheit, Unmittelbarkeit im entspannten und offenen Bereich des Privaten, Intimen, Persönlichen erfahren und geübt"²⁰² wird.

Der Kategorie "sozialer Raum" kommt nach WNUCK (1987) "in der Lebenswelt der Jugendlichen eine keiner anderen Alters- und Entwicklungsstufe vergleichbare, vorrangige Bedeutung zu."²⁰³ Weil Jugendliche ihre Freizeit in hohem Maße außerhalb von Familie und Wohnung verbringen, sind sie bei ihren Gesellungsaktivitäten und in ihrem Bemühen um

¹⁹²Vgl. SCHMIDT-DENTER 1988, S. 22.

¹⁹³Vgl. RÖHRLE 1994, S. 43.

¹⁹⁴Vgl. MIETZEL 1989, S. 184f.

¹⁹⁵ebd., S. 185.

¹⁹⁶Vgl. ZINNECKER 1990, S. 157.

¹⁹⁷Vgl. MIETZEL 1989, S. 185.

¹⁹⁸Vgl. WNUCK 1987, S. 99.

¹⁹⁹ebd., S. 104.

²⁰⁰SCHMIDT-DENTER 1988, S. 147.

²⁰¹Vgl. ebd., S. 146.

²⁰²WURZBACHER 1987, S. 36.

²⁰³WNUCK 1987, S. 106. Vgl. auch BECKER U.A. 1983, S. 125; HERLYN 1990b, S. 18ff.

lokale Ausdehnung und Verfügung über eigenen Raum erheblich von den ökologischen Qualitäten ihres Quartiers abhängig. Wichtig ist für Heranwachsende zum einen eine gute infrastrukturelle Ausstattung, z.B. kommerzielle (wie Diskothek, Kino, Cafés usw.) und nichtkommerzielle Trefforte (wie Jugendzentrum, Teestube, Sportanlagen usw.). Außerdem "genießen Plätze in freier Natur, Parks, Wälder sowie freie, unbebaute (Grün-)Flächen als Treffpunkte besondere Attraktivität unter Jugendlichen"²⁰⁴, da sie sich dort recht frei von der sozialen Kontrolle durch Erwachsene bewegen können. Viele Aktivitäten spielen sich auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen ab.²⁰⁵

Zwischen Jugend und Erwachsensein ist in der Moderne eine neue Altersstufe getreten, nämlich die Postadoleszenz, die dadurch gekennzeichnet ist, dass zwar eine Verselbständigung in sozialer, moralischer, politischer, intellektueller und sexueller Hinsicht erfolgt, die jedoch von fortdauernder wirtschaftlicher Abhängigkeit begleitet ist. Diese Phase reicht bis weit in das dritte Lebensjahrzehnt hinein.²⁰⁶ Als Ursachen gelten die Bildungsexpansion und das damit verbundene längere Verbleiben in Schule und Hochschule (ZINNECKER [1994] spricht von einem "Bildungsmoratorium"²⁰⁷), aber auch Arbeitslosigkeit und Mitgliedschaft in der Alternativszene. Dabei verzögert sich einerseits der Eintritt in das Erwachsenenleben, andererseits verkürzt sich aber auch die Jugendphase: "Während sich der Eintritt in die Erwerbsposition durchschnittlich auf spätere Lebensjahre verschiebt, verlagern sich Handlungsmöglichkeiten des Erwachsenseins schon auf jüngere Altersgruppen."²⁰⁸ Die sozialen Netzwerke werden u.a. durch spezifische Wohnformen beeinflusst, beispielsweise durch das beziehungsstiftende Leben in Wohngemeinschaften.

Im Erwachsenenalter sind es im wesentlichen Statuspassagen, die Einfluss auf die Zusammensetzung und etwaige Veränderungen des Netzwerks haben. Räumliche Mobilität führt regelmäßig zu solchen Veränderungen. Sie kann im Erwachsenenalter die unterschiedlichsten Ursachen haben: Einstieg in das Erwerbsleben, berufliche Veränderungen, Veränderung der Wohnsituation, Eheschließung etc.²⁰⁹

Mit dem Eingehen einer dauernden Partnerschaft, besonders einer Heirat, kommt es ebenfalls zu Veränderungen: auf der einen Seite erweitert sich das individuelle Netzwerk um Personen aus dem Netzwerk des Partners/der Partnerin (z.B. FreundInnen, Verwandte, KollegInnen etc.), zum anderen findet aber auch eine stärkere Fixierung auf die Zweierbeziehung statt.

Als in besonderer Weise einschneidend wird die Familienbildung beschrieben. Nach der Geburt eines Kindes, vor allem aber eines zweiten oder weiterer verändern sich Netzwerke hin zu Verwandtenbeziehungen.²¹⁰ Auf der anderen Seite wird die Familie aber mit zunehmender Kinderzahl auch als immer offeneres System beschrieben: "Sie verbinden die Eltern in Form eines Mesosystems mit z.B. Kindergarten, Schule, Jugendgruppen oder kommunalen Organisationen. Die Eltern müssen sich mit diesen Systemen auseinandersetzen, wenn sie die weitere Entwicklung ihrer Kinder verstehen und fördern wollen."²¹¹ Gerade die Betreuung kleiner Kinder hat für Eltern auch insofern potentielle Netzwerkbedeutung, weil

²⁰⁴ebd., S. 109.

²⁰⁵ebd.

²⁰⁶Vgl. SCHMIDT-DENTER 1988, S. 150.

²⁰⁷Vgl. ZINNECKER 1994, S. 46.

²⁰⁸SCHMIDT-DENTER 1988, S. 150f.

²⁰⁹Vgl. WAGNER 1989, S. 101ff.; 140ff.; 160ff.

²¹⁰Vgl. DIEWALD 1991, S. 115.

²¹¹SCHMIDT-DENTER 1988, S. 73.

die Verfügbarkeit freier Zeit eingeschränkt ist.²¹² Für Eltern, insbesondere aber für Mütter, sind (kleine) Kinder oft mit einer zumindest vorübergehenden Aufgabe der Erwerbstätigkeit und damit des Wegfalls eines potentiell kontaktstiftenden Settings verbunden.

Weitere einschneidende Passagen im Erwachsenenalter und damit hinsichtlich der Netzwerke können Ehescheidung oder auch der Zeitpunkt sein, zu dem die Kinder das Elternhaus verlassen.

Im höheren und hohen Alter schließlich ist ein Schrumpfungsprozess der sozialen Netzwerke konstatiert worden, zurückzuführen darauf, dass durch den Tod von FreundInnen oder Verwandten Lücken entstehen, die nur schwerlich wieder geschlossen werden können.²¹³ Die Verwandtschaftsbeziehungen sind wesentlich auch abhängig vom eigenen generativen Verhalten: "Ist die Zahl der eigenen Kinder klein bzw. sind gar keine eigenen Kinder vorhanden, dünnt sich das Verwandtschaftsnetzwerk bei alten Menschen zunehmend aus, denn die Vorgängergeneration ist bereits gestorben und die eigene Generation ist ebenfalls zunehmend von Todesfällen betroffen."²¹⁴

Ausgelöst werden Veränderungen in den sozialen Netzwerken alter Menschen auch durch den Übergang in den Ruhestand.

Von großer Bedeutung dürfte die gesundheitliche Verfassung alter Menschen sein. Mit zunehmender Gebrechlichkeit sind Kontakte schwerer aufrechtzuerhalten oder gar anzubahnen. Die allgemein im Alter abnehmende Bereitschaft und Fähigkeit zur Mobilität lässt die Bedeutung des Wohnquartiers als Raum für soziale Beziehungen größer werden: "Was nun den Bewegungsradius von älteren Menschen anbelangt, so lässt er sich grob durch eine Schrumpfung der Chancen zur Umwelterschließung charakterisieren, denn die selbstbestimmte, aktive Raumnutzung reduziert sich in der Regel mit der Abnahme körperlicher Kräfte und/oder sozialer Kontakte."²¹⁵ Eine adäquate Ausgestaltung des lokalen Sozialraumes ist gerade auch für alte Menschen eine wichtige Voraussetzung zur aktiven Raumeignung und damit zur Partizipation am Quartierleben.²¹⁶

Im höheren und hohen Alter hängt die Integration in soziale Netzwerke also von einer Reihe unterschiedlicher Komponenten ab, so dass wohl kaum von einer generellen Isolation alter Menschen gesprochen werden kann.²¹⁷

5. Geschlechtsspezifische Aspekte sozialer Netzwerke

Allgemeine Aussagen über geschlechtsspezifische Unterschiede in der Zusammensetzung sozialer Netzwerke zu treffen, erweist sich als schwierig, da entsprechende Untersuchungen keine durchweg konsistenten Ergebnisse hatten.²¹⁸ So kommt beispielsweise STROHMEIER (1983) bei einer Studie über eheliche Netzwerke zu dem Schluss, dass Frauen eher nachbarschaftliche und verwandtschaftliche Kontakte unterhalten, während Männer eher in Beziehungen zu Peer-groups aus der Zeit vor der Eheschließung und zu lokalen

²¹²Vgl. DIEWALD 1991, S. 116.

²¹³Vgl. ebd., S. 114.

²¹⁴ebd.

²¹⁵HERLYN 1990b, S. 23.

²¹⁶Vgl. ebd., S. 24.

²¹⁷Vgl. DIEWALD 1991, S. 114.

²¹⁸Vgl. RÖHRLE 1994, S. 194..

Berufsgruppen stehen, wobei er letztere nicht näher spezifiziert.²¹⁹ WNUCK (1987) unterscheidet hinsichtlich der Nachbarschaftskontakte noch nach Berufstätigkeit der Frauen und stellt dabei fest, dass lediglich nicht-berufstätige Frauen eher über NachbarInnen-Kontakte verfügen als Männer.²²⁰ Zu einem gleichen Ergebnis kommt auch eine Studie von MOORE (1990).²²¹ Es liegt also die Annahme nahe, dass "Geschlechtsunterschiede stark mit anderen Faktoren wie Erwerbsstatus, Familienstand und Alter interagieren."²²²

Auch FISCHER (1982) konstatiert jedoch - und zwar unter Berücksichtigung der angesprochenen kontextuellen Variablen -, dass "women tended to be involved with more relatives".²²³ Er stellt weiter fest, dass junge Frauen, vor allem Mütter, weniger Kontakte als gleichaltrige Männer haben, dass aber umgekehrt im Alter Frauen über größere Netzwerke als Männer verfügen.²²⁴ Obwohl also Mütter mit kleinen Kindern offensichtlich über eher kleinere Netzwerke verfügen, stellt MAYR-KLEFFEL (1991) in einer eigenen Untersuchung fest, dass Frauen und Männer viele persönliche Kontakte über ihre Kinder, mit steigender Kinderzahl zunehmend, rekrutieren. Dies scheint zunächst ein Widerspruch. Sie stellt aber fest, dass die beziehungsstiftende Wirkung eigener Kinder besonders ausgeprägt sei, wenn diese sich bereits im Schulalter befinden und eigene Freundschaften unterhalten, über die Eltern in Kontakt zu anderen Eltern kommen. Allerdings profitieren Mütter hinsichtlich der Kinder häufiger als Väter: "Auch die Väter unter den Befragten geben an, dass sie Freundschaften haben, die durch die sozialen Kontakte der Kinder entstanden sind, allerdings sind es nur etwa 60% von der Anzahl der hier zustimmenden Mütter; wenn Väter jedoch solche Freundschaften schließen, tun sie das dann in der durchschnittlich gleichen Anzahl wie die Mütter."²²⁵ Die Ursache für die kleineren Netzwerke von Müttern mit kleinen Kindern ist nach BELLE (1990) auf den "Streß des Versorgens"²²⁶ zurückzuführen, der viele Energien bindet.

Netzwerke von Frauen gelten als eher homogen. MAYR-KLEFFEL (1991) referiert über Ergebnisse von Studien zu weiblichen Freundschaftsnetzwerken mit dem Ergebnis, dass Frauen häufig nur Freundinnen haben und diese Freundschaftsbeziehungen inhaltlich oft nur zum "interpersonellen Dialog, weniger aber für größere gesellige Assoziationen" nutzen²²⁷. Auch FISCHER (1982a) findet in seiner Netzwerkstudie Anhaltspunkte für die Annahme homogener weiblicher Netzwerke: Die von ihm befragten Hausfrauen rekrutieren ihr soziales Netzwerk zu einem erheblichen Anteil (nämlich 30%) aus anderen Hausfrauen. Dies sei eine höhere Homogenitätsquote in den Netzwerken "than even highly educated professionals had in theirs."²²⁸ In Anlehnung an GRANOVETTERS Theorem von der Stärke schwacher Beziehungen sieht MAYR-KLEFFEL (1991) das Risiko dieser Homogenität darin, dass Frauen "weniger Brücken zu vielfältigen Informationen und Ressourcen außerhalb ihrer unmittelbaren Nahumwelt"²²⁹ besitzen.

²¹⁹Vgl. STROHMEIER 1983, S. 157.

²²⁰Vgl. WNUCK 1987, S. 46.

²²¹Vgl. RÖHRLE 1994, S. 194.

²²²DIEWALD 1991, S. 113.

²²³FISCHER 1982, S. 253.

²²⁴Vgl. ebd., S. 130; S. 253.

²²⁵MAYR-KLEFFEL 1991, S. 183.

²²⁶BELLE 1990, S. 41.

²²⁷ebd., S. 176.

²²⁸FISCHER 1982a, S. 223.

²²⁹MAYR-KLEFFEL 1991, S. 176.

Umfangreich untersucht wurden auch geschlechtsspezifische Differenzen hinsichtlich des Annehmens und Leistens sozialer Unterstützung.

Im Rahmen einer zusammenfassenden Analyse zahlreicher Studien zu sozialer Unterstützung kommen NESTMANN & SCHMERL (1990) zu folgenden Ergebnissen:

- "- Frauen berichten über *mehr* unterstützende *Sozialbeziehungen*, und sie geben an, *mehr* soziale Unterstützung zu *erhalten* und zu *nutzen* als Männer dies tun ...
- Frauen berichten über *mehr*, über *intimere* und über *stabilere* unterstützende Beziehungen ...
- Besonders *emotionale* Unterstützung ist für Frauen eher erhältlich als für Männer. ... Auch andere speziellere Aspekte von Social Support, wie z.B. Rat und Anleitung zu erhalten, sind gelegentlich für Frauen als leichter zugänglich nachgewiesen worden ...
- Frauen schaffen oder erhalten sich mehr vertrauensvolle und enge Beziehungen ... (und) haben insbesondere mehr Personen zur Verfügung, mit denen sie ihre Lebensprobleme diskutieren können".²³⁰

NESTMANN (1988) berichtet über verschiedene Studien, die nachweisen konnten, dass sich Frauen und Männer auch hinsichtlich ihrer Bewältigungsstrategien unterscheiden: Während Männer Probleme eher kognitiv angehen und eine geringe "Veröffentlichungsbereitschaft" ihrer Belastungen zeigen, nehmen Frauen bewusst vorhandene Unterstützungsangebote wahr, von denen ihnen auch eine größere Anzahl zur Verfügung steht.²³¹

Betrachtet man Frauen und Männer als Helfer(innen), werden ebenfalls deutliche geschlechtsspezifische Differenzen sichtbar. Frauen dominieren gegenüber Männern "die informellen Unterstützungsbereiche Familie, Nachbarschaft, Verwandtschaft, Gemeinde etc."²³² Mütter werden doppelt so häufig wie Väter genannt, wenn es um die Bereitstellung informativ-kommunikativer oder praktischer Hilfeleistungen geht. Ähnlich sieht das Verhältnis hinsichtlich Töchtern und Söhnen oder Schwestern und Brüdern aus.²³³

BOWLING (1990) verweist auf eine Erhebung der Equal Opportunities Commission, einer britischen Kommission für die Gleichberechtigung der Frau aus dem Jahr 1980, bei der festgestellt wurde, dass sich dreimal so viele Frauen wie Männer pflegend um alte und behinderte Verwandte kümmern.²³⁴

Absolute weibliche Domänen sind auch die Rehabilitation, Nachsorge und Pflege chronisch Kranker, die großen Einsatz - oft über einen langen Zeitraum - verlangen, häufig aber kaum Erfolgserlebnisse bieten.²³⁵

Aus dieser einseitigen Verteilung unterstützender Aufgaben erwachsen für Frauen große Belastungen. Besonders gravierend sei dies bei jungen Müttern, deren Überlastung sich im Risiko der Depressivität bei steigender Kinderzahl äußere. In dieser Phase bewerten Frauen ihre Partnerschaften am negativsten, weil die Partner offensichtlich als wenig unterstützend erlebt werden.²³⁶

²³⁰NESTMANN/SCHMERL 1990, S. 12; Hervorhebungen im Original.

²³¹Vgl. NESTMANN 1988, S. 97.

²³²ebd., S. 101.

²³³ebd., S. 101.

²³⁴Vgl. BOWLING 1990, S. 56.

²³⁵Vgl. NESTMANN 1988, S. 104

²³⁶Vgl. ebd., S. 102.

KEUPP (1987a) spricht von "emotionaler Ausbeutung der Frauen", die die Schattenseite sozialer Netzwerke darstelle.²³⁷ Die Überlastungen ziehen erhebliche Gesundheitsrisiken (wie Herzkrankheiten und psychosomatische Störungen) nach sich, die bei denjenigen Frauen am höchsten sind, die ständig für die Ver- und Umsorgung anderer zur Verfügung stehen.²³⁸

Als Erklärung für diese Geschlechterdifferenzen führt FISCHER (1982) an: "Women are, by virtue of biology, socialisation, cultural expectations, structural position, or all four, more disposed to be sociable and personally sensitive than are men".²³⁹ Auch RÖHRLE (1994) sieht als Ursache, "dass Frauen zu sozial-interaktiven Spezialistinnen sozialisiert werden."²⁴⁰ Vor allem die in unserer Gesellschaft den Geschlechtern zugeschriebenen und ihnen "ansozialisierten" Rollen scheinen mir determinierend für die festgestellten Unterschiede zu sein. So werden Frauen als "emotional wärmer, offener, ausdrucksfähiger und -bereiter im Bereich von Gefühlen, als bescheidener, nachgiebiger und weniger scheu, Hilfe zu akzeptieren, sich selbst als hilflos oder hilfebedürftig zu zeigen, und um Beistand zu bitten. Der männliche Sozialcharakter betont demgegenüber Rationalität, Unabhängigkeit, Kompetenz, Härte (auch gegen sich selbst), Gefühlsbeherrschung, Konkurrenzfähigkeit und Leistung."²⁴¹ Aus dieser Charakterisierung und der darauf beruhenden trotz aller Individualisierungsprozesse nach wie vor vorhandenen traditionellen Aufgabenverteilung wird die besonders soziale Stellung von Frauen innerhalb sozialer Netzwerke und dort vor allem hinsichtlich unterstützender Bezüge nachvollziehbar.

6. Netzwerkanalyse

Unter Netzwerkanalyse versteht man allgemein zunächst die Untersuchung sozialer Netzwerke. Darunter ist allerdings kein einheitliches methodisches Instrumentarium zu verstehen: "Although network analysis is useful as a point of view or an orientation, it is not yet very well developed as a rigorous analytical procedure. There is still little agreement on precise definitions, the important features of networks, how they change, and other similar issues."²⁴² Stattdessen gibt es - je nach Untersuchungsinteresse - "eine Reihe von inhaltlichen und strukturellen Konzepten, die jeweils miteinander kombiniert werden können."²⁴³ KLUSMANN (1986) unterscheidet drei Ebenen der Analyse:

- Umfang und Zusammensetzung von Netzwerken
- Inhalte der Beziehungen zu Ego
- Verknüpfungen zwischen Netzwerkpersonen

Umfang und Zusammensetzung geben zunächst Auskunft über die Größe eines Netzwerks und die daran beteiligten Personen. Letztere werden "zumeist im Hinblick auf konventionelle

²³⁷KEUPP 1987a, S. 48.

²³⁸Vgl. NESTMANN 1988, S. 104.

²³⁹FISCHER 1982, S. 253.

²⁴⁰RÖHRLE 1994, S. 193.

²⁴¹NESTMANN/SCHMERL 1990, S. 11.

²⁴²FISCHER 1977, S. 33.

²⁴³KLUSMANN 1986, S. 39.

Rollenkategorien beschrieben: Verwandte, Freunde, Arbeitskollegen, Nachbarn usw."²⁴⁴ Den Umfang eines Netzwerks messen zu wollen, setzt voraus, dessen Grenzen genau zu definieren.

Die Inhalte der Beziehungen zu Ego bezeichnen gleichsam den Gegenstand des Kontaktes. Dazu gehören u.a. soziale Unterstützung und Kommunikation, aber auch Kontrolle.²⁴⁵ Bisweilen werden auch relationale Merkmale sozialer Netzwerke wie Multiplexität, Reziprozität und Kontakthäufigkeit gemessen, wobei gerade letzteres Merkmal zur Analyse von Netzwerken umstritten ist. Die Kritik bezieht sich in erster Linie auf den Rückschluss, häufige Kontakte seien ein objektives Maß für die Intensität einer Beziehung. DIEWALD (1991) verweist in diesem Zusammenhang auf etliche Untersuchungen, die zu dem Ergebnis kamen, "dass die Bedeutung der Kontakthäufigkeit zumindest dann eher gering ist, wenn mögliche intervenierende Variablen wie Gesundheitszustand, Alter und Einkommen kontrolliert werden."²⁴⁶ Beispielhaft lässt sich dies anhand der Beziehungen zu Arbeitskollegen nachvollziehen, zu denen zwar ein ausgesprochen regelmäßiger Kontakt besteht, der aber nicht gleichzeitig auch eine besonders intensive Interaktion nach sich zieht. Es gibt Beziehungen, die qua definitionem einer ständigen Aktivierung bedürfen (z.B. Freundschaften), andererseits aber auch solche, die "selbst im latenten Zustand über Jahre hinweg bestehen können; letzteres wird vor allem von den verwandtschaftlichen Beziehungen behauptet."²⁴⁷ Trotz der in letzterem Falle geringen Kontaktfrequenz wird verwandtschaftlichen Beziehungen eine hohe Intensität zugesprochen.

Mit der Analyse auf Multiplexität wird beispielsweise die Bedeutung von Netzwerkpersonen für verschiedene Rollen oder Funktionen erhoben, z.B., ob NachbarInnen gleichermaßen als KommunikationspartnerInnen wie als UnterstützerInnen fungieren, also gleichzeitig mehrere Funktionen übernehmen oder nicht.

Mit der Reziprozität einer Beziehung wird ihre Gegenseitigkeit untersucht. Betrachtet wird dabei der Aspekt des sozialen Austauschs, im Sinne der Austauschtheorie also das Verhältnis zwischen Kosten und Nutzen einer Beziehung.

Die Verknüpfungen zwischen Netzwerkpersonen schließlich werden in Form der Dichte und der Clusterstrukturen erhoben. Die Dichte misst den Quotienten aus der Zahl der tatsächlichen Verbindungen und der Zahl der möglichen Verbindungen eines Netzwerks, die Clusterstruktur die Verteilung der Verbindungen, also die Zahl und inhaltliche Ausgestaltung von Subgruppen, in denen sich sämtliche Personen kennen.²⁴⁸

Bei der Analyse ist zunächst der zu untersuchende Netzwerktyp festzulegen. Die umfassendste Betrachtungsweise ist die des totalen Netzwerks, das alle direkten und indirekten Beziehungen einer bestimmten Population umfasst. Dies ist allerdings in der Praxis unmöglich: "Ein totales Netzwerk erheben zu wollen, ... würde einen Forscher schnell überfordern und vermutlich auch wenig Erkenntnisgewinn vermitteln."²⁴⁹ In der Regel werden

²⁴⁴ebd., S. 40f.

²⁴⁵ebd., S. 42f.

²⁴⁶DIEWALD 1991, S. 103. Vgl. auch KLUSMANN 1986, S. 45; SCHENK 1984, S. 70.

²⁴⁷SCHENK 1984, S. 70.

²⁴⁸Vgl. KLUSMANN 1986, S. 45ff.; MAYR-KLEFFEL 1991, S. 14.

²⁴⁹KEUPP 1987a, S. 25.

daher partiale Netzwerke untersucht, die einen begrenzten und definierbaren Ausschnitt aus dem totalen Netzwerk darstellen²⁵⁰, z.B. Nachbarschafts- oder Hilfenetzwerke.

Die gängigste partielle Untersuchungseinheit ist das egozentrierte oder persönliche Netzwerk. Es umfasst alle Personen oder kategoriale Personengruppen (wie NachbarInnen, FreundInnen, Verwandte etc.)²⁵¹, die mit einem Individuum in *direktem* Kontakt stehen. In der Netzwerkterminologie wird diese Analyseebene als "first order star" bezeichnet. Werden zusätzlich auch noch die Querverbindungen der Kontaktpersonen untereinander erhoben, handelt es sich um eine Analyse der "first order zone".²⁵² Die Analyseebene "second order star" würde dementsprechend die Personen umfassen, die Ego mittelbar über Beziehungen seiner direkten Kontaktpersonen erreichen kann (z.B. den Kollegen des Freundes).

Netzwerke lassen sich relational und/oder positional analysieren.

Bei der (älteren) relationalen Analyse wird im Netzwerk nach Zonen relativer Verdichtung gesucht: "Solche Akteure werden demgemäß zusammengefasst, die sehr enge, intensive Verbindungen unterhalten."²⁵³ Beispiele solcher Verdichtungen sind die Cliques.

Die jüngere Positionsanalyse untersucht dagegen strukturell ähnlich gelagerte Akteure, solche also, die ähnliche Beziehungsmuster aufweisen, ohne notwendigerweise überhaupt miteinander in Beziehung zu stehen.²⁵⁴

Auf einer anderen Ebene lassen sich formale und funktionale Analysen unterscheiden.

In funktionalen Untersuchungen wird das Hauptaugenmerk den weiter oben beschriebenen relationalen und morphologischen Merkmale sozialer Netzwerke gewidmet, die "dem Anhänger mathematisch-statistischer Auswertungsverfahren ... ein Potential an hochspezialisierten Verrechnungsmöglichkeiten"²⁵⁵ bieten. KEUPP (1987a) spricht in diesem Zusammenhang von einem "formalistisch-technizistischen Umgang mit sozialen Beziehungen, der nichts mehr von einer Suche nach lebhaften Mustern für einen sinnvoll gestalteten Alltag atmet. Soziale Netzwerke erhalten hier den Status synthetisch konstruierbarer und rekonstruierbarer Konfigurationen."²⁵⁶

Demgegenüber wird bei funktionalen Analysen Wert gelegt auf die Untersuchung des Gegenstandes der Beziehung. Die am häufigsten untersuchte Funktion ist die der sozialen Unterstützung, die mittlerweile so verbreitet ist, dass sie bereits oftmals mit dem Netzwerk-konzept gleichgesetzt wird: "Die diffuse, wenngleich positiv hoch besetzte Kategorie soziale Unterstützung erfreut sich eines inflationären Gebrauchs. Die Welt wird ausgehorcht und ausgeforscht nach den noch unentdeckten Stützpotentialen."²⁵⁷

Eine vollständige Trennung beider Strategien ist nach NESTMANN (1988) kaum durchhaltbar, da zur Beschreibung sozialer Netzwerke sowohl formale als auch funktionale Aspekte gehören.²⁵⁸

²⁵⁰Vgl. KÄHLER 1975, S. 284.

²⁵¹Vgl. BORCHERS/MIERA 1993, S. 25; PAPPI 1987, S. 22.

²⁵²Vgl. SCHENK 1989, S. 90.

²⁵³SCHWEIZER 1989, S. 14.

²⁵⁴Vgl. SCHENK 1989, S. 91; BERTRAM U.A. 1989, S. 141f.

²⁵⁵LAMMERS 1992, S. 121.

²⁵⁶KEUPP 1987a, S. 28.

²⁵⁷ebd., S. 30.

²⁵⁸Vgl. NESTMANN 1988, S. 53.

Die Methode der Datenerhebung ist naturgemäß abhängig vom Erkenntnisinteresse. Die meisten Netzwerkanalysen basieren auf Daten, die durch die Beantwortung standardisierter Fragen gewonnen wurden²⁵⁹, und zwar entweder im Wege mündlicher oder schriftlicher Befragungen. Unterschieden wird zwischen Verfahren, bei denen der Proband die Antwortkategorien selbst markiert ("respondent-based measure") und solchen, bei denen dies vom Untersucher/Interviewer im Anschluss an die Befragung vorgenommen wird ("investigator-based measure").²⁶⁰ Erhoben werden kann zum einen durch Globalfragen. Sie sprechen entweder das Netzwerk insgesamt oder zumindest ganze Kategorien von Personen an: "Auf diese Weise kann nach dem bloßen Vorhandensein bestimmter Kategorien von Personen (z.B.: 'Haben Sie enge Freunde?'), aber auch nach global wahrgenommenen Eigenschaften (z.B. Unterstützungsbereitschaft innerhalb der Verwandtschaft), dem tatsächlichen Verhalten (z.B. Hilfeverhalten von Nachbarn) oder der Kontakthäufigkeit mit bestimmten Personengruppen gefragt werden. Globalfragen stellen per se nicht den Anspruch, gezielt etwas über einzelne Personen zu erfahren."²⁶¹ Diese Vorgehensweise wirft das Problem auf, dass Begrifflichkeiten von verschiedenen Befragten unterschiedlich interpretiert oder definiert werden (z.B. bei der Abgrenzung zwischen Nachbar und Freund). "Diesem Nachteil stehen zwei Vorteile gegenüber: Zum einen vermeiden Globalfragen die bei soziometrischen Fragen virulenten Probleme selektiver Aufmerksamkeit und mangelnder Erinnerung bezüglich einzelner Personen, und zum zweiten sind Globalfragen eine Methode mit einem außerordentlich geringen Erhebungsaufwand."²⁶²

Die angesprochenen soziometrischen Fragen geben dagegen einen bestimmten Stimulus vor (beispielsweise die Frage, an wen man sich bei Hilfebedarf wendet) und erfragen damit Namensgeneratoren. Die Befragten müssen also konkrete Personen benennen. Unterschieden wird bei diesem Verfahren zwischen eindimensionalen und mehrdimensionalen Namensgeneratoren. Bei ersteren wird lediglich ein einziger Stimulus, bzw. eine einzige Frage nach Netzwerkpersonen gestellt. Dies birgt die Gefahr, dass relevante Netzwerkmitglieder nicht erfasst oder vom Befragten schlicht vergessen werden.²⁶³ Diese potentiellen Ungenauigkeiten versucht man durch Verwendung mehrdimensionaler Namensgeneratoren auszuschließen. Hier werden mehrere Stimuli angeboten, also mehrere soziometrische Fragen gestellt. Das Problem dieser Methode besteht in dem größeren zeitlichen Aufwand bei der Beantwortung und in der Gefahr, dass bei zu vielen Stimuli bei Befragten ein Ermüdungseffekt eintritt, "der die Reliabilität der Ergebnisse herabsetzt."²⁶⁴ Soziometrische Namensgeneratoren sind in meinen Augen unabdingbare Voraussetzung bei sehr differenzierten Untersuchungen zur Struktur sozialer Netzwerke. Soll z.B. die "first order zone" analysiert werden, muss nach konkreten Personen gefragt werden, da ansonsten die Verbindungen der Kontaktpersonen von Ego untereinander nicht erhoben werden können. Bei der Untersuchung funktionaler Aspekte sozialer Netzwerke sind sie dagegen von geringerer Bedeutung.

²⁵⁹Vgl. KLUSMANN 1989, S. 48.

²⁶⁰Vgl. ebd.

²⁶¹DIEWALD 1991, S. 63.

²⁶²ebd., S. 64.

²⁶³Vgl. ebd.

²⁶⁴ebd., S. 64f.

Insbesondere die Netzwerkanalyse mit mathematisch-statistischen Verfahren setzt die Anwendung quantitativer Methoden voraus. Allerdings besteht auch die Möglichkeit einer Kombination aus quantitativ und qualitativ erhobenen Daten. Ein Beispiel einer solchen Untersuchung ist die Analyse der sozialen Unterstützung bei zerbrochenen Ehen von WILCOX (1990), bei der neben einem standardisierten Interview auch offene Leitfadenterviews geführt wurden.²⁶⁵

Bei der differenzierten Untersuchung sozialer Unterstützungsleistungen werden häufig auch qualitative Methoden angewandt²⁶⁶, in der Regel leitfadengestützte Interviews. Die Berücksichtigung qualitativer Methoden wird für KEUPP (1987a) "in dem Maße unverzichtbar, wie sich der Interessenschwerpunkt auf die funktionale Seite von Netzwerken bezieht: Auf die Funktion von Netzwerken zur Bewältigung individueller Problemsituationen z.B. oder die Bedeutung von Netzwerken bei individuellen Identitätswürfen und deren Realisierung."²⁶⁷ NESTMANN (1988) beklagt allerdings, dass qualitative Untersuchungen zur sozialen Unterstützung bisher viel zu selten durchgeführt worden seien. Dabei seien solche Verfahren immer wichtiger, um "das Verständnis von Unterstützungs- und Hilfeprozessen aus der Perspektive der Subjekte zu erfassen".²⁶⁸ Zu denken sei insbesondere an "Techniken wie freie, relativ unstrukturierte, offene Interviews oder gering strukturierte teilnehmende Beobachtung".²⁶⁹

7. Literatur

- AHRENSBERG, C.M. (1974): Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma.
In: KÖNIG, R. (HRSG.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 4: Komplexe Forschungsansätze. 3. Auflage. Stuttgart, S. 82 - 116.
- ALTENA, H. (1996): Von der sozialräumlichen Planung zum integrierten Handlungskonzept. Zur Erneuerung des Wohngebiets Siegen-Fischbacherberg.
In: SIEGEN: SOZIAL, Heft 1, S. 2 - 7.
- ANGERMEYER, M.C.; KLUSMANN, D. (1989): Einführung.
In: ANGERMEYER, M.C.; KLUSMANN, D. (HRSG.): Soziales Netzwerk. Ein neues Konzept für die Psychiatrie. Berlin, S. 1 - 13.
- BADURA, B. (1981a): Soziale Unterstützung und chronische Krankheit. Frankfurt.
- BADURA, B. (1981b): Sozialpolitik und Selbsthilfe aus traditioneller und aus sozialepidemiologischer Sicht.
In: BADURA, B. & FERBER, C.V. (HRSG.): Selbsthilfe und Selbstorganisation. Die Bedeutung nichtprofessioneller Sozialsysteme für Krankheitsbewältigung. München.
- BARNES, J.A. (1977): Class and Committees in a Norwegian Island Parish.
In: LEINHARDT, S. (HRSG.): Social Networks. New York, S. 233 - 252.
- BECK, U. (1983): Jenseits von Klasse und Stand?
In: KRECKEL, R. (HRSG.): Soziale Ungleichheit. Göttingen, S. 35 - 74.
- BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.
- BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E. (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften.

²⁶⁵Vgl. WILCOX 1990, S. 209f.

²⁶⁶Vgl. die Untersuchung persönlicher Netzwerke und sozialer Unterstützung bei Patienten mit chronisch psychotischen Erkrankungen von IBES/KLUSMANN 1989, S. 207 - 230.

²⁶⁷KEUPP 1987a, S. 28.

²⁶⁸NESTMANN 1988, S. 118.

²⁶⁹ebd., S. 119.

- Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie.
In: DIES.(HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 10 - 39.
- BECKER, H.; EIGENBRODT, J.; MAY, M. (1983): Der Kampf um Raum. Von den Schwierigkeiten Jugendlicher, sich eigene Sozialräume zu schaffen.
In: NEUE PRAXIS; Heft 2.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1993): Familie und Alter. Neue Herausforderungen, Chancen, Konflikte.
In: NÄGELE, G.; TEWS, H.P. (HRSG.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft - Folgen für die Politik. Opladen.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1994a): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft.
In: BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E. (HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 115 - 138.
- BECK-GERNSHEIM, E. (1994b): Individualisierungstheorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne.
In: KEUPP, H. (HRSG.): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt/M., S. 125 - 146.
- BELLE, D. (1990): Der Stress des Versorgens: Frauen als Spenderinnen sozialer Unterstützung.
In: SCHMERL, C.; NESTMANN, F. (HRSG.): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social support. Frankfurt/New York, S. 36 - 52.
- BERTELS, L. (1987): Neue Nachbarschaften. Soziale Beziehungen in einer Neubausiedlung als Folge von Initiativenarbeit. Frankfurt/New York.
- BERTRAM, H.; MARBACH, J.; TÖLKE, A. (1989): Soziale Netze, Zeit und Raum als Methodenproblem in der Familienforschung.
In: MARKEFKA, M.; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 131 - 150.
- BILDEN, H.; KEUPP, H. (HRSG.) (1989): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen.
- BLACK, D. (1984): Social Control as a Dependent Variable.
In: DERS. (HRSG.): Toward a General Theory of Social Control. Volume 1: Fundamentals. Orlando/San Diego u.a., S. 1 - 36.
- BMFSFJ (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND) (HRSG.) (1994a): Ressourcen älterer und alter Menschen. Berlin/Köln.
- BMFSFJ (HRSG.) (1994b): Praxishandbuch für Seniorenbüros. Teil 2. Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro, Band 6. Bonn.
- BMFUS (BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE UND SENIOREN) (HRSG.) (1994a): Dokumentation der Anträge. Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro, Band 1. Bonn.
- BMFUS (HRSG.) (1994b): Ausgangslage der Seniorenbüros. Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro, Band 2. Bonn.
- BMFUS (HRSG.) (1994c): Praxishandbuch für Seniorenbüros, Teil 1. Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro, Band 3. Bonn.
- BMFUS (HRSG.) (1994d): Aktives Leben im Alter. Dokumentation der Tagung in Heidelberg zum Europäischen Jahr der Älteren Menschen und der Solidargemeinschaft der Generationen 1993. Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro, Band 8. Bonn.
- BMJFFG (BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE, FRAUEN UND GESUNDHEIT) (HRSG.) (1989): Ehrenamtliche soziale Dienstleistungen. Stuttgart/Berlin/Köln.
- BMJFFG (HRSG.) (1990): Private Unterstützungsnetze. Stuttgart/Berlin/Köln.
- BOCK, T. (1986): Sozialarbeit/Sozialpädagogik.
In: DEUTSCHER VEREIN FÜR ÖFFENTLICHE UND PRIVATE FÜRSORGE (HRSG.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. 2. Auflage. Frankfurt, S. 746 - 749.
- BÖHNISCH, L.; SCHEFOLD, W. (1985): Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim/München.
- BÖLLERT, K. (1985): Zwischen Intervention und Prävention. Eine andere Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit. Neuwied.
- BORCHERS, A.; MIERA, S. (1993): Zwischen Enkelbetreuung und Altenpflege. Die mittlere Generation im Spiegel der Netzwerkforschung. Frankfurt/ New York.

- BORN, G. (1978): Probleme praktisch lösen - Nachbarschaftshilfe in einer Gemeinde. Freiburg.
- BOURDIEU, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.
In: KRECKEL, R. (HRSG.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183 - 198.
- BOURDIEU, P. (1991): Sozialer Raum und "Klassen". Leçon sur la leçon. Frankfurt/M. 2. Aufl.
- BOWLING, A. (1990): Die Versorgung von Verwitweten im Alter. Belastungen für ihre UnterstützerInnen.
In: SCHMERL, C.; NESTMANN, F. (HRSG.): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social support. Frankfurt/New York, S. 53 - 80.
- BRONFENBRENNER, U. (1979): The Ecology of Human Development. Experiments by nature and design. Cambridge/London.
- BUBERT, R.; FRANZKOWIAK, P.; STÖSSEL, U.; TROSCHKE, J.V.; WNUCK, A. (1987): Soziale Netzwerke und Gesundheitsförderung. Risiken und Bewältigungsformen von Eltern und Jugendlichen. München.
- BUCHHOLZ, W.; GMÜR, W.; HÖFER, R. & STRAUS, E. (1984): Lebenswelt und Familienwirklichkeit. Studien zur Praxis der Familienberatung. Frankfurt/M.
- BUCK, G. (1982): Gemeinwesenarbeit und kommunale Sozialplanung. Untersuchung zur sozialpolitischen Funktion und historischen Entwicklung eines Handlungsfeldes der Sozialarbeit. Berlin.
- BUDOWSKI, M.; MEYER, P.C.; BÖSCH, J.; ROTHLIN, S. (1993): Organisierte Nachbarschaftshilfe in einem Stadtquartier.
In: MEYER, P.C.; BUDOWSKI, M. (HRSG.): Bezahlte Laienhilfe und freiwillige Nachbarschaftshilfe. Zürich, S. 43 - 58.
- BURNSTEIN, E. (1982): The Notion of Control in Psychological Theory.
In: GIBBS, J.P. (HRSG.): Social Control. Views from the Social Sciences. Beverly Hills/London/New Delhi, S. 23 - 51
- COLLANI, G.V. (1987): Zur Stabilität und Veränderung in sozialen Netzwerken. Methoden, Modelle, Anwendungen. Bern/Stuttgart/Toronto.
- COLLINS, A.; PANCOAST, D.L. (1981): Das soziale Netz der Nachbarschaft als Partner professioneller Hilfe. Freiburg.
- COOK, K.S. (1982): Network Structures from an Exchange Perspective.
In: MARSDEN, P.V.; LIN, N. (HRSG.): Social Structure and Network Analysis. Beverly Hills/London/New Delhi, S. 177 - 199.
- COSER, L.A. (1982): The Notion of Control in Sociological Theory.
In: GIBBS, J. P. (HRSG.): Social Control. Views from the Social Sciences. Beverly Hills/London/New Delhi, S. 13 - 22.
- DAHRENDORF, R. (1994): Das Zerbrechen der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft.
In: BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E. (HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 421 - 436.
- DANGSCHAT, J.; BLASIUS, J. (HRSG.) (1994): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen.
- DEWE, B. & WOHLFAHRT, N. (HRSG.) (1991): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Empirische Analysen in ausgewählten Handlungs- und Politikfeldern. Bielefeld.
- DIEWALD, M. (1989): Informelle soziale Beziehungen in der Bundesrepublik. Eine Individualisierung sozialer Netzwerke?
In: KARDORFF, E.V.; STARK, W.; ROHNER, R.; WIEDEMANN, P. (HRSG.): Zwischen Netzwerk und Lebenswelt - soziale Unterstützung im Wandel: wissenschaftliche Analysen und praktische Strategien. München, S. 61 - 76.
- DIEWALD, M. (1991): Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin.
- DRÖGE, F.; KRÄMER - BADONI, T. (1987): Die Kneipe. Zur Soziologie einer Kulturform oder "Zwei Halbe auf mich!". Frankfurt/M.
- EBBE, K.; FRIESE, P. (1989): Milieuarbeit. Grundlagen präventiver Sozialarbeit im lokalen Milieu.

- Stuttgart.
- EIGENBRODT, J.; MAY, M. (1983): Cliques und Raum - Zur Konstituierung von Sozialräumen bei unterschiedlichen sozialen Milieus von Jugendlichen.
In: KÖLNER ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE UND SOZIALPSYCHOLOGIE; Heft 25;
- ENGELHARD, J.-B. (1986): Nachbarschaft in der Großstadt. Münster.
- ENKERTS, V.; SCHWEIGERT, I. (HRSG.) (1987): Gesundheit ist mehr! Soziale Netzwerke für eine lebenswerte Zukunft. Hamburg.
- FISCHER, C.S. (1977): Perspectives on Community and Personal Relations.
In: FISCHER, C.S.; JACKSON, R.M.; STUEVE, C.A.; GERSON, K.; JONES, L.M.; BALDASSARE, M.: Networks and Places. Social Relations in the Urban Setting. New York, S. 1 - 16.
- FISCHER, C.S. (1982): To dwell among Friends. Personal Networks in Town and City. Chicago.
- FISCHER, C.S.; JACKSON, R.M.; STUEVE, C.A.; GERSON, K.; JONES, L.M.; BALDASSARE, M. (1977): Networks and Places. Social Relations in the Urban Setting. New York.
- FORSCHUNGSPRAXISSEMINAR SOZIALRAUMANALYSE (HRSG.) (1995): Werkstattbericht
Forschungsprixisseminar "Soziale Arbeit als Beitrag zur Entwicklung eines Sozialraums".
Universität - Gesamthochschule Siegen, Fachbereich 2. Siegen.
- GERMAIN, C.B.; GITTERMAN, A. (1986): Ökologische Sozialarbeitsforschung in den USA.
In: BRENNPUNKTE SOZIALER ARBEIT. Ökologische Konzepte für Sozialarbeit. Frankfurt/M., S. 60 - 77.
- GLÄSER, U. (1985): Kneipe als psychosozialer Begegnungsraum.
In: GRUPPENDYNAMIK; Heft 4; S. 351 - 360.
- GLATZER, W. (HRSG.) (1991): 25. Deutscher Soziologentag 1990. Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Opladen.
- GÖSCHEL, A.; HERLYN, U.; KRÄMER, J.; SCHARDT, T. (1982): Zur Bedeutung von sozialer Infrastruktur für Arbeiterwohngebiete.
In: VASKOVICS, L.A. (HRSG.): Raumbezogenheit sozialer Probleme. Opladen.
- GOLDBERG, G.; KANTROW, R.; KREMEN, E.; LAUTER, L. (1990): Unverheiratete, kinderlose alte Frauen und ihre soziale Unterstützung.
In: SCHMERL, C.; NESTMANN, F. (HRSG.): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social Support. Frankfurt/M. / New York, S. 215 - 242.
- GRANOVETTER, M. (1982): The Strength of Weak Ties: A Network Theory Revisited.
In: MARSDEN, P.V.; LIN, N. (HRSG.): Social Structure and Network Analysis. Beverly Hills/London/New Delhi, S. 105 - 130.
- GRAUMANN, C.F.; KRUSE, L.; LANTERMANN, E.D. (HRSG.) (1985): Umweltpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München.
- GRUNOW, D. (1987): Soziale Ressourcen in der alltäglichen Gesundheitsselbsthilfe.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 245 - 267.
- HABERMAS, J. (1985): Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/M.
- HABERMAS, J. (1994): Individuierung durch Vergesellschaftung.
In: BECK, U.; BECK - GERNESHEIM, E. (HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 437 - 446.
- HAMEL, T.; MITZLAFF, S.; SCHALM-BLUME, U.; WINDISCH, M. (1991): Wohnformen und soziale Netzwerke von Erwachsenen mit geistiger und psychischer Behinderung. Ergebnisse einer vergleichenden Studie.
In: NEUE PRAXIS, Heft 2; S. 138 - 150.
- HAMEL, T.; WINDISCH, M. (1993): Soziale Integration. Vergleichende Analyse von sozialen Netzwerken nichtbehinderter und behinderter Erwachsener.
In: NEUE PRAXIS, Heft 5; S. 425 - 439.
- HASSENPLUG, D. (1993): Sozialökologie. Ein Paradigma. Opladen.
- HEIL, K. (1971): Kommunikation und Entfremdung. Menschen am Stadtrand - Legende und Wirklichkeit. Stuttgart/Bern.
- HERLYN, U. (1988): Individualisierungsprozesse im Lebenslauf und städtische Lebenswelt.

- In: FRIEDRICH, J. (HRSG.): Soziologische Stadtforschung. Opladen, S. 111 - 31.
- HERLYN, U. (1990a): Leben in der Stadt. Lebens- und Familienphasen in städtischen Räumen. Opladen.
- HERLYN, U. (1990b): Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf.
In: BERTELS, L.; HERLYN, U. (HRSG.): Lebenslauf und Raumerfahrung. Opladen, S. 7 - 34.
- HOLLINGER, F. (1989): Familie und soziale Netzwerke in fortgeschrittenen Industriegesellschaften.
In: SOZIALE WELT; Heft 4; S. 513 - 537.
- IBES, K.; KLUSMANN, D. (1989): Persönliche Netzwerke und soziale Unterstützung bei Patienten mit chronisch psychotischen Erkrankungen.
In: ANGERMEYER, M.C.; KLUSMANN, D. (HRSG.): Soziales Netzwerk. Ein neues Konzept für die Psychiatrie. Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/Tokyo, S. 207 - 230.
- JACKSON, R.M.; FISCHER, C.S.; MCCALLISTER JONES, L. (1977): The Dimensions of Social Networks.
In: FISCHER, C.S.; JACKSON, R.M.; STUEVE, C.A.; GERSON, K.; JONES, L.M.; BALDASSARE, M.: Networks and Places. Social Relations in the Urban Setting. New York, S. 39 - 98.
- KÄHLER, H.D. (1975): Das Konzept des sozialen Netzwerks: Eine Einführung in die Literatur.
In: ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE; Heft 3; S. 283 - 290.
- KÄHLER, H.D. (1983a): Der professionelle Helfer als Netzwerker - oder: Beschreib mir Dein soziales Netzwerk, vielleicht erfahren wir, wie Dir zu helfen ist.
In: ARCHIV FÜR WISSENSCHAFT UND PRAXIS DER SOZIALEN ARBEIT; Heft 4; S.225 - 244.
- KÄHLER, H.D. (1983b): Ressourcen aus dem sozialen Netzwerk zur Bewältigung von schwierigen Alltagssituationen: Ergebnisse aus einer Erkundungsstudie.
In: NEUE PRAXIS; Heft 13; S. 262 - 272.
- KARDORFF, E.V.; STARK, W. (1987): Zur Verknüpfung professioneller und alltäglicher Hilfenetze.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 219 - 244.
- KARDORFF, E.V. (1989): Soziale Netzwerke. Konzepte und sozialpolitische Perspektiven ihrer Verwendung.
In: KARDORFF, E.V.; STARK, W.; ROHNER, R.; WIEDEMANN, P. (HRSG.): Zwischen Netzwerk und Lebenswelt - soziale Unterstützung im Wandel: wissenschaftliche Analysen und praktische Strategien. München, S. 27 - 60.
- KARDORFF, E.V.; STARK, W.; ROHNER, R.; WIEDEMANN, P. (HRSG.) (1989): Zwischen Netzwerk und Lebenswelt - Soziale Unterstützung im Wandel. Wissenschaftliche Analysen und praktische Strategien. München.
- KEUL, A.G. (1993): Soziales Netzwerk - System ohne Theorie.
In: LAIREITER, A. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 45 - 54.
- KEUPP, H. (1982): Soziale Netzwerke.
In: KEUPP, H.; RERRICH, D. (HRSG.): Psychosoziale Praxis. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München, S. 43 - 53.
- KEUPP, H. (1985): Psychisches Leiden und alltäglicher Lebenszusammenhang aus der Perspektive sozialer Netzwerke.
In: RÖHRLE, B.; STARK, W. (HRSG.): Soziale Netzwerke und Stützsysteme. Perspektiven für die klinisch-psychologische und gemeindepsychologische Praxis. Tübingen, S. 18 - 28.
- KEUPP, H. (1987a): Soziale Netzwerke. Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs?
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 11 - 53.
- KEUPP, H. (1987b): Psychosoziale Praxis im gesellschaftlichen Umbruch. Sieben Essays. Bonn.
- KEUPP, H. (1988): Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg.
- KEUPP, H. (HRSG.) (1994a): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt/M.
- KEUPP, H. (1994b): Ambivalenzen postmoderner Identität.

- In: BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E.(HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 336 - 350.
- KEUPP, H.; BILDEN, H.(HRSG.) (1989): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen.
- KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.) (1987): Soziale Netzwerke. Frankfurt.
- KLAGES, H. (1968): Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt. 2. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- KLAGES, H. (1984): Wertorientierungen im Wandel: Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen. Frankfurt/M.
- KLUSMANN, D. (1986): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Eine Übersicht und ein Interviewleitfaden. Dissertation. Universität Hamburg.
- KLUSMANN, D. (1989): Methoden zur Untersuchung sozialer Unterstützung und persönlicher Netzwerke.
In: ANGERMEYER, M.C.; KLUSMANN, D. (HRSG.): Soziales Netzwerk. Ein neues Konzept für die Psychiatrie. Berlin, S. 17 - 63.
- KNIEL, A.; WINDISCH, M. (1987): Soziale Netzwerke behinderter Menschen. Forschungsstand und Überlegungen zu netzwerkorientierten sozialarbeiterischen Handlungsstrategien.
In: SOZIALE ARBEIT; Heft 6; S. 190 - 200.
- KOHL, M. (HRSG.) (1978): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt.
- LAERMANN, K. (1978): Kommunikation an der Theke. Über einige Interaktionsformen in Kneipen und Bars.
In: HAMMERICH, K.; KLEIN, M. (HRSG.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen, S. 420 - 430.
- LAIREITER, A. (1993): Begriffe und Methoden der Netzwerk- und Unterstützungsforschung.
In: DERS. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 15 - 44.
- LAIREITER, A.; LETTNER, K. (1993): Belastende Aspekte sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung. Ein Überblick über den Phänomenbereich und die Methodik.
In: LAIREITER, A. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 101 - 111.
- LAMMERS, K. (1992): Das Konzept des sozialen Netzwerks. Überlegungen zur theoretischen und praktischen Relevanz des Netzwerkmodells in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
In: NEUE PRAXIS; Heft 2; S. 117 - 130.
- LAUMANN, E.O. (1973): Bonds of Pluralism: The Form and Substance of Urban Social Networks. New York/London/Sydney/Toronto.
- LENZ, A. (1987): Ländliche Beziehungsmuster und familiäre Probleme.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 199 - 218.
- LUDWIG-MAYERHOFER, W.; GREIL, W. (1993): Soziales Netzwerk/Soziale Unterstützung. Zum Verhältnis persönlicher und sozialer Ressourcen.
In: LAIREITER, A. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 78 - 87.
- LÜSCHEN, G. (1989): Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft.
In: MARKEFKA, M; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 435 - 452.
- MAIR, H. (1990): Selbsthilfeförderung und soziale Netzwerkentwicklung im Gesundheitsbereich.
In: MEDIZIN, MENSCH, GESELLSCHAFT; Heft 4; S. 220 - 230.
- MACKENSEN, R. (1985): Bemerkungen zur Soziologie sozialer Netzwerke.
In: RÖHRLE, B.; STARK, W. (HRSG.): Soziale Netzwerke und Stützsysteme. Perspektiven für die klinisch-psychologische und gemeindepsychologische Praxis. Tübingen, S. 8 - 17.
- MAGS BW (MINISTERIUM FÜR ARBEIT, GESUNDHEIT UND SOZIALORDNUNG DES LANDES BADEN-WÜRTTEMBERG) (HRSG.) (1994): Seniorengenossenschaften als Beispiel bürgerschaftlichen Engagements. Eine Dokumentation. Stuttgart.
- MAGS BW (HRSG.) (1995a): Die Bürgerbüros. Bürgertreffpunkte und Projektgruppen der Initiative

3. Lebensalter. Stuttgart.
- MAGS BW (HRSG.) (1995b): Engagement in der Bürgergesellschaft. Die Geislingen-Studie. Stuttgart.
- MALINOWSKI, P.; MÜNCH, U. (1975): Soziale Kontrolle. Soziologische Theoriebildung und ihr Bezug zur Praxis der sozialen Arbeit. Neuwied/Darmstadt.
- MARBACH, J.; MAYR-KLEFFEL, V. (1985): Wechselwirkungen zwischen Familie und sozialem Netzwerk.
In: FRANZ, H.-W. (HRSG.): Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Opladen.
- MARBACH, J. (1987): Soziale Netzwerke von Familien in der Bundesrepublik Deutschland.
In: FRIEDRICHS, J. (HRSG.): 23. Deutscher Soziologentag 1986. Sektions- und Ad-Hoc-Gruppen. Opladen .
- MARSDEN, P.V.; LIN, N. (HRSG.) (1982): Social Structure and Network Analysis. Beverly Hills/London/New Delhi.
- MAYR-KLEFFEL, V. (1991): Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource. Opladen.
- MIETZEL, G. (1989): Wege in die Entwicklungspsychologie. Kindheit und Jugend. München.
- NAEGELE, G.; TEWS, H.P. (HRSG.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: alternde Gesellschaft - Folgen für die Politik. Opladen.
- NAVE-HERZ, R. (1988): Kinderlose Ehen. Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und die Gründe für ihre Kinderlosigkeit. Weinheim/München.
- NAVE-HERZ, R. (1989): Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland.
In: MARKEFKA, M; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 211 - 222.
- NEIDHARDT, F. (1975): Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktion. Opladen, 4.Aufl.
- NESTMANN, F. (1985): Der schönste Platz ist immer an der Theke - Gastwirte und Gastwirtinnen als alltägliche psychosoziale Helfer.
In: GRUPPENDYNAMIK; Heft 4; S. 333 - 350.
- NESTMANN, F. (1988): Die alltäglichen Helfer. Theorien sozialer Unterstützung und eine Untersuchung alltäglicher Helfer aus vier Dienstleistungsberufen. Berlin.
- NESTMANN, F. (1989): Förderung sozialer Netzwerke. Eine Perspektive pädagogischer Handlungskompetenz?
In: NEUE PRAXIS; Heft 2; S. 107 - 123.
- NESTMANN, F. (1991): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung.
In: DEWE, B.; WOHLFAHRT, N. (HRSG.): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Empirische Analysen in ausgewählten Handlungs- und Politikfeldern. Bielefeld, S. 31 - 61.
- NESTMANN, F.; SCHMERL, C. (1990): Das Geschlechterparadox in der Social Support- Forschung.
In: DIES. (HRSG.): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social Support. Frankfurt/New York, S. 7 - 35.
- NIEPEL, G.; NESTMANN, F. (1996): Soziale Netzwerke alleinerziehender Frauen.
In: GRUPPENDYNAMIK; Heft 1; S. 85 - 108.
- NOTHBAUM-LEIDING, B. (1991): Gemeindenahe Netzwerkförderung. Eine Strategie zur Lösung des sozialpolitischen Problems ambulanter Versorgung älterer Menschen auf dem Land?
In: DEWE, B.; WOHLFAHRT, N. (HRSG.): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Empirische Analysen in ausgewählten Handlungs- und Politikfeldern. Bielefeld, S. 95 - 129.
- NOWAK, J. (1984): Vergesellschaftung der Planung. Ein Beitrag zu einer Planungstheorie als Strategie der kleinen Netze. Berlin.
- NOWAK, J. (1988): Soziale Probleme und soziale Bewegungen. Eine praxisorientierte Einführung. Weinheim.
- PAPPI, F.U. (1987): Die Netzwerkanalyse aus soziologischer Perspektive.
In: DERS. (HRSG.): Methoden der Netzwerkanalyse. München, S. 11 - 37.
- PARK, R.E. (1974): Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung.
In: ATTESLANDER, P.; HAMM, B. (HRSG.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln, S. 90 –

- 100.
- PIEPER, K.J. (1981): Lebensalter als soziales Strukturmerkmal. Ein Beitrag zur Entwicklung einer soziologischen Theorie der Lebensalter. Freiburg.
- RAUSCHENBACH, T. (1994): Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft.
In: BECK, U.; BECK - GERNSEHEIM, E.(HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 89 - 111.
- REIMANN, H. (1987): Familienbeziehungen Jugendlicher.
In: DIES.; REIMANN, H. (HRSG.): Die Jugend. Einführung in die interdisziplinäre Juventologie. Opladen, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, S. 53 - 68.
- REISENZEIN, E.; BAUMANN, U.; REISENZEIN, R. (1993): Unterschiedliche Zugänge zum Sozialen Netzwerk.
In: LAIREITER, A. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 67 - 77.
- RÖHRLE, B. (1987): Soziale Netzwerke und Unterstützung im Kontext der Psychologie.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./ New York, S. 54 – 108.
- RÖHRLE, B. (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim.
- RÖHRLE, B.; STARK, W. (1985): Soziale Stützsysteme und Netzwerke im Kontext klinisch – psychologischer Praxis.
In: DIES. (HRSG.): Soziale Netzwerke und Stützsysteme. Tübingen, S. 29 - 41.
- ROTTLEUTHER-LUTTER, M. (1989): Ehescheidung.
In: MARKEFKA, M; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 607 - 623.
- ROUSSEL, L (1980): Ehen und Ehescheidungen.
In: RUPP, S.; SCHWARZ, K.; WINGEN, M. (HRSG.): Eheschließung und Familienbindung heute. Wiesbaden.
- RUPP, S; SCHWARZ, K.; WINGEN, M. (HRSG.) (1980): Eheschließung und Familienbindung heute. Wiesbaden.
- SCHENK, M. (1983): Das Konzept des sozialen Netzwerkes.
In: KÖLNER ZEITSCHRIFT FÜR SOZIOLOGIE UND SOZIALPSYCHOLOGIE. Sonderheft 25, S. 88 - 104.
- SCHENK, M. (1984): Soziale Netzwerke und Kommunikation. Tübingen.
- SCHENK, M. (1995): Soziale Netzwerke und Massenmedien. Untersuchungen zum Einfluss der persönlichen Kommunikation. Tübingen.
- SCHERR, A. (1991): Netzwerkförderung - eine innovative Strategie zur Bewältigung von (Jugend)Arbeitslosigkeit?
In: DEWE, B.; WOHLFAHRT, N. (HRSG.): Netzwerkförderung und soziale Arbeit. Empirische Analysen in ausgewählten Handlungs- und Politikfeldern. Bielefeld, S. 62 - 94.
- SCHEUCH, E.K. (1973): Das Interview in der Sozialforschung.
In: KÖNIG, R. (HRSG.): Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil. Stuttgart, 3.Aufl., S. 66 - 153.
- SCHEUCH, E.K. (1974): Auswahlverfahren in der Sozialforschung.
In: KÖNIG, R. (HRSG.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 3a: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Zweiter Teil. 3. Auflage. Stuttgart, S. 1 - 96.
- SCHMERL, C.; NESTMANN, F. (HRSG.) (1990): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social Support. Frankfurt/M./New York.
- SCHMIDT-DENTER, U. (1988): Soziale Entwicklung. Ein Lehrbuch über soziale Beziehungen im Laufe des menschlichen Lebens. Weinheim.
- SCHULZ, H. (1979): Soziale Beziehungen im Alter. Integration durch "Insulation". Frankfurt/New York.
- SCHULZ, W. (1978): Sozialkontakte in der Großstadt. Institut für Stadtforschung. Wien.
- SCHUMANN, M. (1996): Methoden der Sozialraumanalyse in kommunalen Planungsprozessen. Bericht über ein laufendes Projekt.

- In: SIEGEN: SOZIAL, Heft 1, S. 8 - 12.
- SCHÜTZ, A.; LUCKMANN, T. (1975): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt.
- SCHÜTZ, M.W. (1985): Die Trennung von Jung und Alt in der Stadt. Hamburg.
- SCHWEIZER, T. (1989): Netzwerkanalyse als moderne Strukturanalyse.
In: DERS. (HRSG.): Netzwerkanalyse. Ethnologische Perspektiven. Berlin, S. 1 - 32.
- SHAMGAR-HANDELMAN, L. (1989): Verwitung und Witwenschaft in modernen Gesellschaften.
In: MARKEFKA, M; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 423 - 432.
- SIEGENER ZEITUNG: "Det gemuurde Hus". 17.04.1959.
- SIEGRIST, K. (1989): Sozialer Rückhalt und Normalität sozialen Handelns.
In: ANGERMEYER, M.C.; KLUSMANN, D. (HRSG.): Soziales Netzwerk. Ein neues Konzept für die Psychiatrie. Berlin, S. 64 - 76.
- SIMMEL, G. (1983): Schriften zur Soziologie. Frankfurt/M.
- SOMMER, G.; ERNST, H. (HRSG.) (1977): Gemeindepsychologie. München.
- SOZIALWISSENSCHAFTLICHE ARBEITSGRUPPE STADTFORSCHUNG (HRSG.) (1979): Zeitbudget und Aktionsräume von Stadtbewohnern. Beiträge zur Stadtforschung Band 4. Hamburg.
- SPECK, R.; ATTNEAVE, C. (1983): Die Familie im Netz sozialer Beziehungen. Freiburg.
- STEIN, M. (1987): Möglichkeiten gegenseitiger Hilfeleistung im sozialen Netzwerk von Arbeitern.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 109 - 122.
- STEINKAMP, G. (1991): Sozialstruktur und Sozialisation.
In: HURRELMANN, K.; ULICH, D. (HRSG.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. 4., völlig neubearb. Auflage. Weinheim/Basel, S. 251 - 277.
- STRAUS, F.; HÖFER, R.; BUCHHOLZ, W.; GMÜR, W. (1987): Die Bewältigung familiärer Probleme im sozialen Netzwerk. Überlegungen zur Praxisrelevanz der Netzwerkperspektive in der Familienarbeit.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 178 - 198.
- STREHMEL, P.; DEGENHARDT, B. (1987): Arbeitslosigkeit und soziales Netzwerk.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 139 - 155.
- STROHMEIER, K.P. (1983): Quartier und soziale Netzwerke. Grundlagen einer sozialen Ökologie der Familie. Frankfurt/M.
- STROHMEIER, K.P. (1989): Familie und Gemeinde.
In: MARKEFKA, M; NAVE-HERZ, R. (HRSG.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Neuwied, S. 453 - 474.
- STUEVE, C.A.; GERSON, K. (1977): Personal Relations Across the Life-Cycle.
In: FISCHER, C.S.; JACKSON, R.M.; STUEVE, C.A.; GERSON, K.; JONES, L.M.; BALDASSARE, M.: Networks and Places. Social Relations in the Urban Setting. New York, S. 79 - 98.
- STUMPF, K. (1994): Soziologie und Sozialarbeit. Grundlagen der Gesellschaftslehre für Sozialarbeit/Sozialpädagogik.
In: WITTERSTÄTTER, K.; STUMPF, K.: Soziale Beziehungen. Soziologische Handreichungen für Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Kriftel/Berlin, S. 1 - 25.
- SÜNKER, H. (1992): Gesellschaftliche Entwicklungsprozesse der Gegenwart und die Lebenslage Jugendlicher.
In: NEUE PRAXIS; Heft 2, S. 106 - 116.
- THOMAE, H. (1987): Kompetenz älterer Menschen und ihre Bedeutung für die Familie.
In: THOMAE, H.; KRUSE, A.; WILBERS, J.: Kompetenz und soziale Beziehungen im Alter. Materialien zum Vierten Familienbericht. Band 2. München, S. 1 - 116.
- TROJAN, A. (1986): Gesundheitsförderung durch soziale Netzwerke in der Gemeinde.
In: BLÄTTER DER WOHLFAHRTSPFLEGE, Heft 2, S. 29 - 33.
- TROJAN, A.; HILDEBRANDT, H.; FALTIS, M.; DENEKE, C. (1987): Selbsthilfe, Netzwerkforschung und Gesundheitsförderung. Grundlagen "gemeindebezogener Netzwerkförderung" als Präventionsstrategie.

- In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 294 - 317.
- UDRIS, I. (1987): Soziale Unterstützung, Streß in der Arbeit und Gesundheit.
In: KEUPP, H.; RÖHRLE, B. (HRSG.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York, S. 123 - 138.
- VEIEL, H.O.F.; IHLE, W. (1993): Das Copingkonzept und das Unterstützungskonzept: Ein Strukturvergleich.
In: LAIREITER, A. (HRSG.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle, S. 55 - 63.
- VESTER, M. (1992): Die Modernisierung der Sozialstruktur und der Wandel von Mentalitäten. Zwischenergebnisse einer empirischen Untersuchung in der westlichen Bundesrepublik.
In: HRADIL, S. (HRSG.): Zwischen Bewußtsein und Sein. Die Vermittlung "objektiver" Lebensbedingungen und "subjektiver" Lebensweisen. Opladen, S. 223 - 249.
- VESTER, M.; OERTZEN, P.V.; GEILING, H.; HERMANN, T.; MÜLLER, D. (1993): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln.
- VIERECKE, K.D. (1972): Nachbarschaft. Ein Beitrag zur Stadtsoziologie. Köln.
- WAGNER, M. (1989): Räumliche Mobilität im Lebensverlauf. Eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration. Stuttgart.
- WALTER, W. (1993): Unterstützungsnetzwerke und Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat.
In: LÜSCHER, K.; SCHULTHEIS, F. (HRSG.): Generationenbeziehungen in "postmodernen" Gesellschaften. Konstanz, S. 331 - 354.
- WASSERMAN, S.; GALASKIEWICZ, J. (HRSG.) (1994): Advances in Social Network Analysis. Research in the Social and Behavioral Sciences. Thousand Oaks/London/New Delhi.
- WEYMANN, A. (HRSG.) (1989): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart.
- WILCOX, B. (1990): Soziale Unterstützung bei der Bewältigung von zerbrochenen Ehen. Eine Netzwerkanalyse.
In: SCHMERL, C.; NESTMANN, F. (HRSG.): Ist Geben seliger als Nehmen? Frauen und Social Support. Frankfurt/New York, S. 192 - 214.
- WIRTH, W. (1982): Inanspruchnahme sozialer Dienste: Bedingungen und Barrieren. Frankfurt/New York.
- WNUCK, A. (1987): Familie und soziale Netzwerke. Konstitution und Leistung informeller Netzwerke von Kindern, Jugendlichen und Eltern.
In: BUBERT, R. U.A. (HRSG.): Soziale Netzwerke und Gesundheitsförderung. München, S. 7 - 148.
- WOHLRAB - SAHR, M. (1992): Über den Umgang mit biographischer Unsicherheit. Implikationen der "Modernisierung der Moderne".
In: SOZIALE WELT; Heft 2; S. 217 - 236.
- WURZBACHER, G. (1987): Gesellungsformen der Jugend in der Bundesrepublik - Hypothesen über Strukturen und Sozialisationswirkungen.
In: REIMANN, H.; REIMANN, H. (HRSG.): Die Jugend. Einführung in die interdisziplinäre Juventologie. Opladen, 2., völlig neu bearbeitete Auflage, S. 28 - 52.
- ZEIHER, H. (1994): Kindheitsräume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit.
In: BECK, U.; BECK - GERNSHEIM, E. (HRSG.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 353 - 375.
- ZINNECKER, J. (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation.
In: BEHNKEN, I. (HRSG.): Stadtgesellschaft im Prozeß der Zivilisation. Opladen, S. 142 - 162.
- ZINNECKER, J. (1991): Zur Modernisierung von Jugend in Europa. Adoleszente Bildungsschichten im Gesellschaftsvergleich.
In: COMBE, A.; HELSPER, W. (HRSG.): Hermeneutische Jugendforschung: theoretische

Konzepte und methodologische Ansätze. Opladen.

ZINNECKER, J. (1994): Individualisierung der Jugend? Theoretische Argumente und empirische Belege.

In: HAMBURGER, F.; HEUER, B. (HRSG.): Individualisierungstheorie auf dem Prüfstand der Jugendforschung. Band 27 der Schriftenreihe des Pädagogischen Instituts der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, S. 21 - 54.

*Verfasser: Stephan Barth, Dr. phil., Diplom-Pädagoge, Diplom-Sozialarbeiter, ist
Bewährungshelfer und Lehrbeauftragter für Erziehungswissenschaft und
Forschungsmethoden an der Universität Siegen.*